

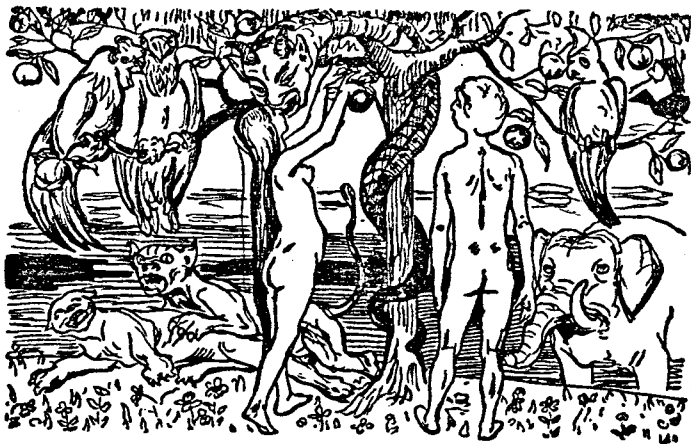
Legenden

aus dem Künstlerleben

von

Louis Corinth

Dritte Auflage



Berlin
Bruno Cassirer

1918



I
308996

ARCH
825COR
C798

**Die Bignetten und Initialen
gezeichnete Lovis Corinth**

Universitätsbibliothek

18. Aug. 2009

der Technischen Universität Graz

Spamer'sche Buchdruckerei in Leipzig

Inw. nr. 2009/7153

Auß meinem Leben



s ist Anfang der sechzigiger Jahre von achtzehnhundert.

Der Sommer hatte reichliche Ernte gebracht, und schon stiegen abends aus den Wiesen die weißen Herbstnebel empor. Auf dem Flusse trieben einige litauische Zwiebelkähne stromabwärts; aus den Schornsteinen flog bläulicher Rauch gegen den rossi-

gen Himmel. Auf dem steilen Ostufer des Flusses — soweit in einer Tiefebene von Steilheit gesprochen werden kann, lag ein Gebäudekomplex, über dessen hohem Eingangstor mit goldenen Lettern stand:

„Ostpreußische Landes-Besserungs-Anstalt.“

Auf den inneren Höfen wimmelte es von Menschen, die weiße oder braune Anzüge trugen; bei jeder kleinen Schar stand mit Stock und Säbel an der Seite ein uniformierter Aufseher. „De witte un de schwatte Husare“ oder „Die Stiduter“ (Instituter) nannte sie das Volk.

Die Weißbelleideten waren die Sträflinge, die Braunen waren Kinder und Greise, die dort erzogen und gepflegt wurden.

An dem entgegengesetzten Ufer war ein Floß angebracht, auf dem noch in der Dämmerung ein Gerber rohe Felle in dem Wasser hin und her schwenkte. Ein altersgrauer Bretterzaun, ein Stallgebäude und ein Speicher mit rotem Fachwerk grenzten das Anwesen des Gerbermeisters Stiemer von dem Ufer ab; das hohe Dach des kleinen Wohnhauses ragte über den Zaun herüber.

Ging man nun über die Brücke, so sah man nur von dem Grundstück das Wohnhaus und daran anstoßend ein großes Tor, welches in den Hof führte. Im rechten Winkel schloß sich das Nachbarhaus an; den andern Seiten lag ein Platz vor, der allmählich zum Flusse abfiel. Von diesem Platz aus stiegen strahlenförmig mehrere Straßen mit Häusern und umzäunten Gehöften empor. Die Hauptstraße, in die man von den Fenstern des Stiemerschen Wohnzimmers hinaufsehen konnte, war der „Klafftsche Berg“. Auf der linken Straßenseite stand ein uralter Krug mit großem runden Torbogen; Zigeuner, Ragenfaller und Kesselflicker gingen hier aus und ein. Auf der Lombank des Ladens waren die verschiedensten polnischen und außerpreußischen Geldstücke als Zierate aufgenagelt.

Dann weiter hinauf auf derselben Seite war die Bäckerei und Ausspannung von Klafft, nach dem die Straße benannt war. Am Ende waren noch für das Auge sichtbar Stücke von

Baumkronen, die zu dem Blumengarten gehörten, einem Teil des Marktplazes.

Der Gerbermeister Stiemer war von der Beaufsichtigung der Feldarbeiter zurückgekehrt, noch einmal wandte er sich in der Haustüre herum und sah in den Abend hinein.

Bereinzelt gingen Dienstmägde mit Peede und Eimern darangehängt zum Fluß hinab, um Wasser zu holen.

Zum Flusse hinunter gingen sie hüpfend, die breiten Gefäße hin und her schlenkernd, zumal wenn ein Knecht aus einem der Hofstore ihnen ein derbes Wort nachschickte.

Herauf, die Eimer voll mit Wasser, gingen sie langsam, fest setzten sie die Füße vor, einen nach dem andern, so daß regelmäßig bei jedem Schritte eine dralle Wade aus dem kurzgeschürzten Rocke hervorsah. Ein Reiter trabte über die Straße, die Hufeisen des Kleppers schlugen in gleichmäßigem Takt das schlechte Steinpflaster.

An den Mägden vorbei huschte ein Fleischerjunge, in der hölzernen Mulde ein frisch abgezogenes Fell.

Bei dem Gerber warf er es klatschend auf den mit Ziegeln ausgelegten Hausflur, rief in die Stube hinein auf gut Glück — auch wenn ihn keiner hörte: „Der Meister kommt gleich nach“, und eilte dann ebenso schnell wieder zurück.

Scharrend und spuckend trat dann auch bald der angekündigte Fleischermeister in die erleuchtete Stube.

Um einen Tisch, auf dem die neumodische Petroleumlampe mit Bronzefuß stand, in nächster Nähe des Ofens, saß die Frau, welche unablässig an ihrem Spinnrocken spann,

Stiemer mit Zigarre und der Gerberzeitung, und der kleine Heinrich*), beider Sohn, welcher sich einen ganzen Staat von Pferden aus Papier mit der Schere zurechtgeschnitten hatte. Eines, was hochsteigen sollte, hatte er gerade noch in Arbeit, als der Fleischer unter den verschiedensten Geräuschen hereintrat.

Nun müssen wir uns aber die Gespräche, die geführt werden, in dem einfachsten ostpreussischen Plattdeutsch denken, denn die Familie war aus Bauernstamm hervorgegangen, und zumal die Frau, welche nun zum zweitenmal verheiratet war, war sehr konservativ und sprach mit einem kleinen Kraftausdruck, als man ihr riet, den kleinen Heinrich Hochdeutsch sprechen zu lassen:

„I wat, wenn hei mott, wat hei et schon lehre.“

Also der Fleischermeister: „Gut'n Abend!“ „Gut'n Abend; na setzen sich doch so 'n Stund vierundzwanzig, wie geht's denn?“

„Na loddrig und lustig. Was machst du denn da, Heinrich?“ Er hob das fertiggewordene Pferd gegen die Lampe:

„Das ist ja 'n Hingst!“

„Was willst du denn werden?“

Heinrich sieht ihn nur mit großen Augen an und wendet sich wieder seinen Geschöpfen zu.

„Der soll Löpfer werden,“ wirft die spinnende Mutter ein, „da kann er denn schöne Blumen auf Schiemen und Teller malen.“

*) Heinrich Stiemer ist das Pseudonym des Verfassers.

Das Gespräch stockt, jeder starrt vor sich hin, nur das Surren des Spinnrades und das Tiktack der Wanduhr ist zu vernehmen; ein Arbeiter hängt im Nebenzimmer Schlüssel auf. Aus der Küche tönt das Quietschen der Dienstmagd und der Tagelöhnerinnen herüber.

„Haben Sie schon Ihren Kumpst eingeaustet, Meister Groß?“ fragt die Frau, um etwas zu sagen.

„Ja, es fehlen man bloß noch die Brufen; es kneift doch schon morgens hellisch an die Ohren. Alles ist bereift; ich glaub', es wird 'n forscher Winter kommen.“

Wieder Stille.

Der Fleischer muß doch wieder anfangen: „Na! Stiemer, was wollen Sie denn für das Fell geben? Starcker Dchs gewesen, sechs Laler wert unter Brüdern.“

„Was!“ schreit der Gerber, „sechs Laler für so 'n Katzenfell? Nicht vier Laler geb' ich.“

„Aber Mann!“ braust der andre auf, „glauben Sie, ich hab' das Fell gestohlen?“

Der Gerbermeister nimmt aus dem Mauerschrank eine vierkantige Flasche und zwei kleine Gläser.

„Na trinken Sie mal, Meister Groß, das reine Wort Gottes — wie der Zauleck sagt. Nicht wahr,“ fährt er fort, als der Fleischer den Schnaps hinuntergießt und husten muß, „der macht warm. Auch 'n Ziggarr gefällig?“

Der beißt die Spitze ab und setzt sie über dem Zylinder der Lampe passend und ziehend in Brand.

„Aber Meister Stiemer, ich glaube, Sie haben das Fell gar nicht mal angesehen.“

„Aber gewiß!“ antwortete dieser; „aber wir können's ja noch mal zusammen besehen.“

Er nahm einen Leuchter mit Talglicht aus dem Mauer-schrank, steckte dieses an und ging mit dem Fleischer in den Hausflur.

Der kleine Heinrich, der sich mit herausgeschlichen hatte, durfte das Licht halten. Die Schatten der Figuren wurden bald zusammengezogen und ähnlich, bald zerflossen sie über Wände und Decke, je nachdem sie sich mehr oder weniger vom Licht entfernten.

Der Gerber faßte das Fell am Rücken, wo es wie ein Stück Papier zusammengelegt war, schwang es empor und ließ es glatt auf den Ziegelboden fallen; dann nahm er die eine Bauchseite und faltete es auseinander. Das Leder nahm den ganzen Hausflur ein; durch den Luftdruck hatten sich große Luftblasen in der Haut gebildet, die sich allmählich senkten.

Nun lobte der Fleischer: Der reinste Elefant, die Hörner und der Zagel allein wären schon den vom Gerbermeister gebotenen Preis wert.

„Aber hier sehen Sie,“ rief seinerseits der Gerber und wies auf verschiedene Stellen hin, „wie es eingeschnitten ist, und wie der Rücken dünn ist, na und überhaupt: es macht sich kaum das Ausarbeiten bezahlt.“

Darauf stierten sie lange das Fell wortlos an.

Der Gerber legte das Fell wieder zusammen; sie gingen hinein.

„Wie is es nu, geben Sie fünfeinhalb Taler?“ Der Fleischer war wieder besänftigt und pustet den Rauch mit spikem Munde fort.

„Nicht wahr,“ sagte der Gerber, der seine vorige Frage überhört zu haben schien, „das ist ein feines Kraut, das ist für Herrrens. Der Kreisrichter Störmer raucht nur diese. Einen Dittchen das Stück. Stecken Sie doch noch eine ein — für später.“

Der Fleischer zieht aber seine Augenbrauen zusammen und wiederholt seine Forderung, worauf sein Gegner lamentiert, die Zeiten wären zu schlecht; er könnte beim besten Willen nicht mehr zahlen.

„Ich kann es Ihnen aus der Zeitung vorlesen, wie gesunken die Preise für Leder sind.“ Er blättert die Zeitung auseinander, deutet mit dem Finger auf einen Absatz und schickt sich zu lesen an:

„Das Sinken des Preises für rohe Häute erklärt sich . . .“

„Ach was!“ braust der Fleischer wieder auf, „lassen Sie mich mit Ihren neumodischen Zeitungsgeschichten zufrieden, ich sag’ sechstehalb Taler und dabei bleib’ ich!“

„Aber, lieber Groß, ich kann doch nich mehr geben, vier Taler ist doch ein Haufen.“

„Dann hang ich das Fell lieber auf oder trag es zu Ihrem Naber Verkuhn rüber.“

Das kam wieder dem Gerber in die unrechte Kehle, denn

zwischen den beiden Konkurrenten, und hauptsächlich ihren Frauen, bestand ein unverföhnlicher Haß. Deshalb beeilte er sich, viereinhalb Taler zu bieten.

Den Fleischermeister kitzelte immer noch der starke Brantwein im Halse.

Er geht in den Winkel, wo die Wanduhr tickt, räuspert sich, kriegt einen blauen Kopf. Endlich holt er von ganz hinten vor, spuckt aus und tritt mit dem breiten Stiefel darauf.

„Sie wollen doch immer man die Leute zwaden“, klagt er in heiserem Ton und wischt sich mit dem Rücken der Hand die Tränen aus den Augen.

„Ich geh jetzt.“

„Aber bleiben Sie doch noch, Meister.“

„Nein! Gut Nacht auch!“

„Also, Meister Groß, vier Taler zwanzig Silbergroschen, weil Sie es sind, und noch 'n Schnaps Mageritsch.“

Der Gerber gießt noch einen ein und zählt das Geld auf den Tisch. Wie er sieht, daß das kleine Geld nicht ausreicht, wendet er sich an seine Frau, die immer die Finger neßt und schon die Kunkel beinahe vollgesponnen hat.

Sie zieht unter der Schürze ihre umgegürtete Ledertasche hervor und zählt die fehlenden Silbergroschen auf den Tisch.

„Na denn in Gottes Namen,“ sagte der Fleischer, „aber meine Alte wird schön schimpfen.“

Jetzt wandte sich das Gespräch Stadtgeschichten zu, oft heikler Art.

„Dieser scheinheilige Racker — der Malermeister Thurow

— hat er nicht Krollmanns Hännchen“ — — der Fleischer macht eine erklärende Handbewegung, „als wenn keine andre Marjellens dazu wären.“

Dazwischen surrte das Spinnrad, und der kleine Heinrich summt in eintöniger Weise, indem er seine Nase auf einen bunten Bilderbogen legte, mechanisch die Worte: „Zu haben bei Gustav Kühn in Neu-Muppin.“

Dann kamen die Sorgen für den Winter: das Heu für die Tiere, das Getreide für die Menschen.

Voriges Jahr hatte der Gerber vom Herrn von Bohlen Heu gekauft und die Schlitten so voll beladen, daß beim Ausfahren die Hofstore auseinanderbrachen.

Sie lachten sich eins über den leichtsinnigen Rittergutsbesitzer:

„Ja so ein ‚Herr Von‘ muß schon früh aufstehn, um unser-
eins übers Ohr zu hauen.“

Auch der Bismarck war so ein „Herr Von“.

„Wer heßt den alten König überall rein?“

„Aber, Herr Groß,“ ereiferte sich seinerseits der Gerbermeister, „so 'n Krieg bringt schönes Geld. Die Soldaten brauchen Leder.“

Der Fleischer lächelte gezwungen:

„Ja! Sie können schön lachen; ich muß mit. Bei die Duppeler Schanzen bin ich noch gut weggekommen, aber die Oesterreicher sind schlimmer.“

„Wir haben aber das Zündnadelgewehr“, belehrte der gebildetere Meister Stiemer.

Aus dem Nebenzimmer drang ein Geruch von Eßgerichten herüber; man hörte mit Tellern hantieren und Stühle hin und her stellen.

• Der Fleischer setzte eiligst seine Müze auf, brachte seinen Zigarrenstummel über dem Zylinder in Brand und eilte mit kurzem Gruß aus dem Zimmer. Die Haustüre schlug er zu; nach kurzer Zeit verflangen auch seine schweren Tritte.

Die Türe, welche so lange das Nebenzimmer abgesperrt hatte, wurde geöffnet und ein zwanzigjähriges Mädchen trat in die Wohnstube herein.

Es war Rife, die Tochter der Gerbermeistersfrau aus ihrer ersten Ehe.

Sie hatte das Anrichten des Abendbrottes überwacht und auf dem Hofe nach den Hühnern und Enten gesehen.

Während die beiden Frauen über die häuslichen Wirtschaftsangelegenheiten sprechen und der Kleine einen Topf mit Milch trinkt und ein Butterbrot herunterwürgt, essen die Gesellen und der Meister ihr Abendbrot. Selten werden Worte gewechselt; jedermann ist nur mit dem Stillen des Hungers beschäftigt, eintönig klappern die Löffel und Teller. Graue Erbsen lassen schon an und für sich kein Gespräch aufkommen, denn in gleich angestrenzter Weise sind sämtliche Rauwerkzeuge auf das intensivste beschäftigt.

Nach genossenem Mahle werden die Stühle fortgerückt, ein Schlürfen und Stapfen, Türzuschlagen. Der Meister tritt mit einem kleinen, aber sehr breitschultrigen, schwarzhhaarigen Manne wieder in das Wohnzimmer.

Raum hat Heinrich diesen neuen Ankömmling gesehen, als er ihn auch schon umspringt und wider seine sonstige scheue Art ihn mit Händeklatschen anjubelt.

Dieser, Zimmermann Bekmann, der Scheunen und Fußböden in dem Anwesen zurechtzumachen hatte, war mit Heinrich ein Herz und eine Seele. Er zeichnete ihm allerlei Tiere und Bilder. Vorgestern hatte er ihm sogar einen Menschenfresser mit Hörnern und aufgerissenem Maule aufgemalt, vor dem er dann bis in die Gesindestube ausriß, wo die Knechte das greuliche Bild an der Tranlampe verbrannten.

Jetzt nahm er sofort wieder ihn in Beschlag, gab ihm Papier, holte ihm den Zimmermannsstift aus dem Futteral, und nun ging das Zeichnen los.

Meister Stiemer rüstete sich aber noch zum Ausgehen. Seitdem er Rathherr geworden war, gehörte er zu den Honoratioren der Stadt und spielte bei Klafft beinahe alle Abende mit dem dicken Bierwerth, Old und dem Kreisrichter Störmer seine Partie Boston oder Whist. Heute, wo der Zimmermann die ganze Aufmerksamkeit seines Sohnes in Anspruch nahm, war das Fortkommen ein wesentlich leichteres als sonst.

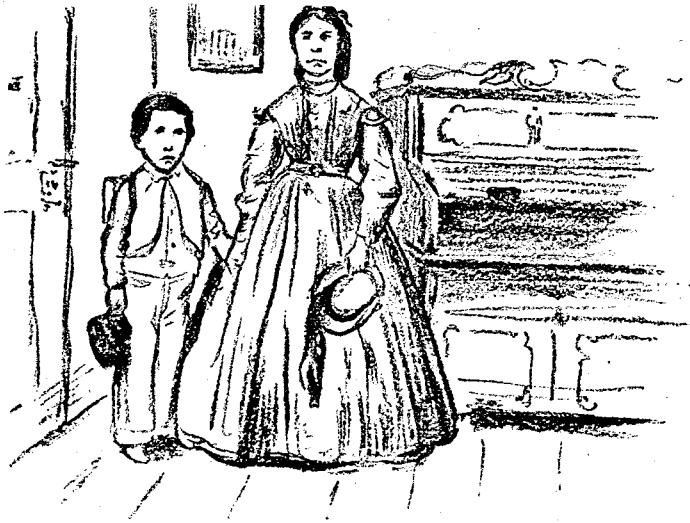
Als er vor die Haustüre trat, war es stockfinster vor den Augen, alles schwarz; nur in der Richtung zu Klaffts brannte eine Laterne, die er sich zur Richtschnur nahm.

Von Zeit zu Zeit tauchten einzelne helle Punkte aus dem Dunkel hervor, mit einem erleuchteten kleinen Fleck auf dem Boden, diese bewegten sich weiter; daraus konnte der Ein-

heimische schließen, daß das Menschen mit brennenden Laternen waren. Auch diese verschwanden dann in der Finsternis.

Bei Stiemers wurde es allmählich still. Die Frau allein spann noch ihr Pensum herunter. Dann, als die Wanduhr die zehnte Stunde schlug, stellte sie den Spinrocken beiseite, stürzte ihre Geldtasche auf den Tisch und rechnete die Einnahmen von verkaufter Milch und Eiern nach. Dann gähnte sie einige Male recht kräftig, erhob sich, um nachzusehen, ob in der Küche das Herdfeuer ausgelöscht, ob Tür und Tor verriegelt war.

In das Zimmer zurückgekehrt, zog sie die Uhr auf und begab sich als letzte zu Bett.





Im achten Jahre kam Heinrich nach Königsberg in ein Gymnasium. Sein Vater wollte ihn zu einem Studierten machen; Kopfarbeit wäre wohl die schwerste aller Arbeiten, mache sich aber auch am besten bezahlt. Er wurde bei einer Schusterfamilie — die Frau war die Schwester der Frau Stiemer — in Pension gegeben.

Alles war dem kleinen Jungen neu: die feinen Jungens in der Klasse, das ewige Hochdeutschsprechen und die fortwährenden Nörgeleien über seine falsche Aussprache, endlich die vielen großen Häuser. In seinem Kopf ging ein ganzes Räderwerk herum, wogegen die Lohmühle zu Hause gar nichts war.

Am besten gefiel es ihm noch beim Dhm am Schustertisch. Hier konnte er, ganz ernst mit dem Dhm und Gesellen ebenfalls auf einem Dreibein sitzend, hölzerne Speilen in Reste von Sohlenstücken hineinhammern.

Wie der Gesell oft nach dem gegenüberliegenden Hause hinüberschielte. Im Parterre war ein Fenster dicht verhängt. Hin und wieder verschob sich der Vorhang und ein runder nackter Arm und eine Nasenspitze kamen zum Vorschein.

„Siehst du, Heinrich, das ist die schöne Hulda“, griff lachte der Gesell, wenn der Meister nicht da war. Der Gesell legte dann oft Stiefel und Spannriemen beiseite und deklamirte mit Pathos:

„Hulda, kommst dir baden,“

Reiß dir aber keine Splittern in die Waden.“

Worauf er Waden öfters wiederholte und ein Gesicht machte, daß der Kleine ganz verlegen wurde.

Kam der dicke, rotnasige Kommissär vorbei auf der Straße, so blieben die Vorhänge dicht verschlossen.

Wie aber einige Monate ins Land gegangen waren, trat ein neues Ereignis ein, das dem kleinen Heinrich zu denken gab.

Der gute Onkel lag in einem blanken schwarzen Kasten mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, und die Lante, ganz schwarz angezogen, jammerte, was sie konnte.

„So ein guter Mann,“ stöhnte sie, „wie die Engel haben wir zusammengelebt.“

Heinrich fuhr mit seinem Vater zusammen in einer richtigen Kutsche.

Dann traten sie in einen Garten, der ganz mit Hügeln bedeckt war, auf denen lauter Blumen blühten und Kreuze und Säulen aus Stein und Eisen emporragten.

Vor einem Loch blieben sie alle stehen und der Kasten mitsamt dem Onkel wurde da hereingetan. Die Erde polterte herab, ein Mann in schwarzem Mantel sprach unverständliche Worte und die Tante schluchzte zum Erbarmen.

„Warum greint denn die Tante so?“ fragte er den Vater. Der alte Stiemer aber hörte nicht darauf.

Es kam jetzt eine schwerere Zeit. Die Schusterstühle und der Tritt und die Glasfugel, die so komisch hell machen konnte, wurden weggeholt, der Gesell verschwand auch. Das Leben mit der Tante wurde einförmig. Sie knauserte an allen Ecken und Kanten.

Heinrich mußte alles einkaufen gehen. Bei dem Fleischer sollte er für anderthalb Dittchen Karbonade kaufen.

Die Ladnerin sagte aber schnippisch: „Dafür gibt es nusch.“ Die Fleischermeisterin kam dazu und sagte dann mitleidig: „Junghe, das soll wohl für deinen Vater sein, der wohl aus der Fabrik ist? Geben Sie ihm man ein Viertelpfund.“

Wütend warf er es dann vor der Tante auf den Tisch. Diese kleinen Sachen konnte er aber wenigstens verstecken, wenn er einen Jungen aus seiner Klasse sah. Aber wenn er nun die Brote, die die Tante zu Hause knetete und dann den Teig zum Backen brachte, von dem Bäcker abholen mußte. Drei Brote „H mitm Kranz“ mußte er immer als Erkennungszeichen verlangen. Da hieß es, oft lange Umwege mit der schweren Last machen, wenn ein bekannter Schuljunge zu sehen war. Das Gehänsel hätte kein Ende genommen.

Aber als er einmal sogar bei schönem Sommerwetter von

der Bleiche auf der altstädtischen Holzwiese gar Eimer und Peede nach Hause tragen sollte, revoltierte er zum erstenmal.

„Ich will nicht!“ schrie er.

„Marsch damit nach Haus!“ befahl die Tante. „Die andern Jungens möchten froh sein, wenn sie so was tun dürften.“

Zu Hause faßte ihn dann das Heimweh. Er griff nach der Mütze und wollte an der Tante, die er jetzt haßte, vorbei.

„Jung! wo willst hin?“ rief sie ihn an und versperrte ihm die Stubentür.

„Nach Haus will ich fahren!“ Tränen stürzten ihm aus den Augen.

„Fahren?“ höhnte die Tante; „mit der Hand über den Dubs kannst du fahren! Jetzt marsch in den Winkel und mach deine Schularbeiten.“

Noch lange schüttelte es ihn.

„Na, ist der Bock nu bald aus dem Garten? Wart, du ungezogener Jung, ich sperr dich in den Keller.“

Manchen Sonntagnachmittag bekam die Tante Besuch. Dann ging es etwas lebhafter zu. Da war ihr Schwiegersohn mit Malchen, die Heimsche, Tante Dorchen und hin und wieder noch mehrere.

Sie wollten sich dann mit Heinrich abgeben, aber der fauchte sie an wie eine Wildkaze.

„Der is aber ungezogen!“ riefen sie dann entsetzt. „Ist das Ihr Jüngster?“ wurde die Tante manches Mal von neuen Gästen gefragt.

„I wo! meiner Schwester ihrer. Er geht hier ins Gymnasium.“

„Na, da is er ja bei Ihnen affurats so aufgehoben wie bei der eignen Mutter.“

„Sehn Sie mal, wie er glupt“, sagte die Heimsche. „Wenn mein Linchen da wär, möcht' er wohl freundlich sein.“

„I wo denken S' hin, von Marjellens will er schon gar nusch wissen.“

„Das werden grad die Schlimmsten“, rief dann wohl eine andre.

„Wenn der Jung man ein Stück Brot hat und zeichnen kann, weiter will er nusch. Mit andre Kinder spielen schon gar nicht; ich weiß gar nich, wem der Jung ähnt.“ So sprach dann die Lante und stippte ein Franzbrot in den Kaffee.

Sie gingen bei schönem Wetter auch auf den Balkon und schauten dem Leben auf dem Pregel zu.

Da bewies oft Heinrich seine Kletterkünste, indem er von dem Balkon längs dem Zaun auf den kleinen Hof setzte.

„Wirst du wohl das lassen, Heinrich!“ drohte dann die Lante und hob den Finger, „du zeigst ja den Dieben den Weg.“

„Aber seht mal, was is da?“ schrien die andern. Längs dem Bollwerk sammelte sich Volk an, ein Reiskahn wurde gelöst und nach der Mitte geschoben. Jetzt sah man auf dem schmutzigen Wasser einen Kinderhut schwimmen. Die Schiffersfrau weinte und rang die Hände: „Min Jung, min Jung!“ Der Grund wurde mit den Stoßstangen unter-

sucht. Nichts zu finden. Da kommt ein kleiner Jung barhäuptig und ruft hinüber. Das Wiedersehen kann sich jeder selbst ausmalen.

„*!* du meine Güte“ — sagt Tante Dorche — „wie leicht konnt das Jungche nu wirklich versoffen sein.“

„*!* wohnen Sie hier schön“, riefen sie dann, wenn sich wieder neue Bilder den Augen boten. „Und wie schön sich die Handharmonika anhört, wo der Rahnschiffer da spielt.“

Dann kam der Familienklatsch aufs Tapet. Von Lewandowskys, wo der alte Vater es mit der Dienstmarjell gehalten hatte. Und die junge Frau hatte sie überrascht, und nu waren sie alle böß. Der Alte soll ja drauf ein Testament gemacht haben.

„*!* du mein, was gibt es doch für schlechte Menschen.“

Heinrich hörte nichts davon. Er lag über den Schreibheften und zeichnete; die Tante glaubte dann, daß er seine Schularbeiten machte.

Die Schule wurde ihm zum Greuel, ebenso die Wohnung der Tante.

Wenn es irgend anging, schlenderte er draußen längs den Bollwerken am Pregel herum. Die polnischen Wittinnen beobachtete er und verhandelte eifrig mit den andern Jungens, die hier herumlungerten und nichts vom Gymnasium wußten. Angelkruten wurden den Polacken abgetauscht, auch Brot. Gangbare Münzen waren blanke Knöpfe. „*Schenkst Kleba, schenk i Knopfa, dobry popolski kleba gibst*“, so ging das hin und her.

Auch die vielen anderen Rähne und Schiffe interessierten ihn. Da waren Schiffer, die kleine Fäßchen mit weißem Sand zum Ausstreuen der Stuben für drei Pfennige verkauften. Heinrich hatte den oft Sonnabends holen müssen, nachdem er mit der Lante, wenn er aus der Schule gekommen, die Stube geschrobbt hatte. Diese Fäßchen standen aneinandergereiht auf dem Bollwerk. Jetzt aber trat er als Herr auf und mietete, so oft er einige Groschen erübrigt hatte, ein Boot. Die Verleihung ihrer Boote war nämlich ihr anderes Geschäft.

Er schaukelte dann auf den Wassern des Pregels und träumte. Wie gern wollte er mit den großen Seeschiffen nach fernen Ländern zu Menschenfressern, wie sie sein Freund Bemann gezeichnet hatte, und zu Indiern und Malaien.

Dann wieder ging es über die Brücken an den Warenspeichern vorbei, wo die Sackträger mit vollen Säcken die Stiegen hinaufliefen und ebenso schnell mit den leeren herab-eilten. Zeit war ihnen Geld — lauter Akkordarbeit.

Dann ging es mitten durch die Stadt, die Hände in den Taschen, pfeifend.

Da war wieder der Fluß, denn der eine Stadtteil bildete eine Insel.

Hier war die Fischbrück, wo die Händlerinnen derbe Zoten den knauserigen Käufern nachschrien. Alles grölte durcheinander:

„Strömlia! Strömlia!“ schrien Weiber, die mit Riepen voll mit Heringen dahinliefen. „Hi, hi, hi Kal! drie Bund

fer en Penn!" sangen Jungens, die Kalmus feilboten zum Auslegen der Stubendielen.

Immer weiter ging es aufwärts, am Schloßberg vorbei zur Festung, um auf Herzogsacker einen kritischen Blick auf das Exercieren der Soldaten zu werfen. Dann trat man durch die dunklen Festungstore, und vor einem ausgebreitet lag das Land mit Feld und Wald, mit Wiesen und Tieren. Chaussees führten da weit hinaus.

Nun hatte es die Tante in ihrem Geiz noch versucht, in der kleinen Wohnung eine Schlafstellerin zu nehmen.

Er fand einmal, von der Schule kommend, zwei ernste Herren in der Wohnung, auf die die Tante lebhaft einsprach:

„Und wie die Person arm ist," klagte die Tante, „ich hab' ihr einen Platz auf der Lucht eingeräumt, und da kampiert sie nu mitsamt ihrem Kinde."

Die beiden Armenvorsteher schüttelten ihr die Hand und lobten sie wegen ihres Mitleids.

Heinrich hatte die Ohren gespitzt. Wie die beiden Herren fortgegangen, sah er die Tante verwundert an.

„Aber Tante, das ist doch gar nich wahr, was Sie den beiden Männern erzählt haben."

Sie wurde verlegen und erwiderte lachend:

„Das verstehst du nicht, dummer Jung."

Später, als die Schlafstellerkonjunktur sich nicht sonderlich lukrativ erwies, zog die Tante mit ihrem Pflegebefohlenen zu dem Schwiegersohn und ihrer Tochter Malchen. In der Dämmerung der ersten Oktoberabende nahmen sie eigen-

händig ihre Siebensachen und verließen die alte Wohnung am Pregel, die nun doch so manche liebe Erinnerung in sich barg.

Dem alten Stiemer schrieb der Ordinarius, daß sein Sohn immer weiter auf Abwege gerate, und der neue Wohnungswechsel eher noch mehr dazu beitrüge, so daß — falls noch bei seiner sehr geringen Begabung Erfreuliches zu hoffen wäre — Heinrich in strengere Zucht kommen müsse.

Er spielte eben allen zu Hause auf der Nase herum und lebte sonst sein altes Leben: für sich ganz allein — ohne Freunde, ohne Spiel. Es war eng in der Wohnung, wo doch eine gewisse Trennung notwendig war. Heinrich war nicht mehr so klein; bei seiner scharfen Beobachtung wurde er selbst seinen harmlosen Verwandten unbequem.

Für die Nacht wurde ihm in der guten Stube sein schmales Spannbett aufgeschlagen, wo er mit offenen Augen manche Zeit durchwachte.

Im Ofen schlief man auch nicht gleich: Verhaltenes Flüstern, eine Bettstelle knarrte und knackte in allen Fugen, schweres Atmen, dann wieder Stille und Herumwälzen. Endlich waren Schnarchen und pfeifende Atemzüge das einzige Geräusch in der Stille der Nacht. Nur der Junge lag noch lange mit großen Augen da, Träume gaukelten vor seiner erregten Phantasie, die ihm, in dem Dunkel leuchtend, die Sinne umfingen.

Der Bücherranzen wurde dem jungen Menschen immer schwerer und die Schulbänke immer härter. Es litt ihn nicht mehr in diesem Gefängnis, wo alles Tun peinlich überwacht

murde und er sich nur rächen konnte, indem er die Lehrer karifizierte und dann heimlich diese Zeichnungen exekutierte.

Schlechte Zeugnisse von sich selbst, die er der Tante übergeben sollte, unterschrieb er selbst; er konnte alle Unterschriften täuschend nachahmen: den zitterigen ungeschickten Namenszug der Tante, die einfache, feste Schrift seines Vaters und die flüchtige mit Schnörkel versehene seiner Lehrer.

Aber dann die Angst und die Gewissensbisse in den nächsten Stunden.

Endlich hatte die Schulzeit ein Ende. Mit schwerem Herzen, getäuscht in seinen Hoffnungen, willigte der Vater in den Abgang ein und Heinrich machte bei seinem letzten Ordinarius, der ihm zugleich den Berechtigungsschein übergeben mußte, seinen Abschiedsbesuch.

„Der Kujel“ wurde dieser Lehrer von sämtlichen Schülern der Anstalt genannt, weil er so furchtbar dick war.

„Was wollen Sie denn werden, Stiemer?“ grunzte er.

„Maler.“

Nun schob er sich schwerfällig auf dem Stuhl herum und rückte die Brille: „Stubenmaler.“

„Nein! Kunstmaler.“

„Werden Sie lieber etwas Praktisches, das ist besser für Sie, Adieu.“

Mit einem Satz war er von der Treppe des Hausflurs auf der Straße.

Vorerst steckte er sich als Zeichen eines freien Mannes eine Zigarre an, ging durch einige Straßen, um dann in

einem Restaurant zu landen, das er sonst wegen seines angesehenen Charakters gemieden hatte aus Angst, von irgendeinem Lehrer angetroffen zu werden.

Er ging ganz in dem Genuß auf tun und lassen zu können, was ihm gut dünkte.

Ein Schatten huschte über sein Gesicht, als er an den Unwillen seines Vaters dachte, dessen Wünsche auf einen Studierten er zunichte gemacht hatte.

Jedoch er wollte Maler werden, zwar wußte er noch nicht recht, worin der Endzweck dieses Kunstzweiges bestand, aber er schwor sich zu, in allem Fleiß und Ausdauer zu zeigen. Morgen wollte er schon mit seinen Zeichnungen in die Akademie gehen.





einrich Stiemer, Akademiker" hatte er auf Visitenkarten drucken lassen.

Der große Gipsknecht wurde er von den andern Kunstjüngern genannt; ferner erhielt er Spottnamen wie: Quadratmaul oder Briefkasten wegen seines Lachens, das nur in einem Herabziehen der Mundwinkel und Fletschen beider Zahnreihen bestand.

In dem kleinen Verein sangen die Akademiker:

„Der Storch steht oben auf dem Haus,
Der Stiemer sieht sehr dammlisch aus.“

Was er sich schon daraus machte; er hatte seine eigenen Ideen, die er aber im Innersten versteckte.

Er kam ebenso weiter wie jeder andere, trotzdem man ihm auch hier, wie früher in der Schule, argwöhnisch gegenüberstand. Tagelang war er in der Modellklasse nicht zu sehen; der Lehrer dieses Ateliers — sein einziger Freund, weil er ihm tiefer auf den Grund sah — schüttelte bekümmert den Kopf.

Er aber trieb sich anderwärts herum. Einer seiner Ver-

wandten vom Lande war jetzt Fleischermeister; dieser machte ihn mit den Mysterien der Stadt bekannt und wirkte ihm auch den Besuch des Schlachthauscs aus. Hier versuchte er alles mögliche zu konterfeien, obgleich es auch nicht ohne Sticheleien von seiten der Metzger abging.

Das Schlachthaus selbst lag damals an der Holzbrücke mit einem Teil über dem Ufer des Pregelcs, es war ein braunrot gestrichener Holzbau. Während der Schlachtzeit war das Wasser um diese Gebäude herum von Blut rot gefärbt, weil die Abflüsse in den Strom hineingingen. Auf dem kleinen Hofe standen dicht beieinander die Rinder; sie gähnten von Zeit zu Zeit. Die Schafe und Schweine drängten sich und wälzten sich durcheinander in abgeschlossenen, mannhohen Holzverschlägen.

Alle Vormittage war hier innen eifriges Leben. Weißer Dampf rauchte aus den aufgebrochenen Leibern der Tiere. Eingeweide, rote, violette und perlmutterfarbige, hingen an den eisernen Pfeilern.

Das wollte Heinrich alles malen. Manches Mal wurde er unsanft beiseite gestoßen, wenn Karren, mit Unrat und blutgetränkten Fellen beladen, hart an ihm vorbeigeschoben wurden. Er achtete dessen nicht; die knackenden Schläge der Beile, das Stürzen der Tiere hörte er nicht im Eifer der Arbeit.

Wenn ihn jemand zu arg belästigte, wurde er grob, aber sein Verwandter, der bei allen die Freund war, träufelte auf jedes Zerwürfniß den mildernden Saft von süßen und bitteren Schnäpsen.

Beide waren gewohnt, gegenseitig auf die Anrede „Schwager“ zu hören. Bei den Fleischern aber hieß Heinrichs Schwager „unser Liebling“. Eine gewisse egoistische Gutmütigkeit und Freigebigkeit machte ihn überall gern gesehen. Seine Einkäufe an Fleisch erhielt er von den Großschlächtern immer billiger als die anderen. „Unser Liebling“ verstand die Fleischerei aus dem Effeff, wie es seine Kollegen versicherten. Kein Gefell konnte so fix Wurstfleisch zusammenhacken und in Därme füllen wie er; auch Majoran und Pfeffer wurden nie geschmackvoller verteilt. Wie Landwurst, rühmten alle Dienstmädchen. Keiner konnte so geschickt Knochen in das Verlangte hineinwägen. Auch jetzt, wo er schon lange Zeit mehr auf den Verkauf der Ware als auf das Schlachten des Viehes angewiesen war, schwang er noch das Beil sicherer wie jeder andere.

Da wird ein schwarz-weißer Ochs hereingezerrt. An dem Tor der Schlachthalle bleibt er stehen wie eingewurzelt. Man weiß ihm aber beizukommen. Zwei zerren ihn an Hörnern und Nasenring, einer stößt ihn von hinten und dreht seinen Schwanz wie der Leiermann die Kurbel. Dann werden die Stricke vorsichtig in die Ringe, welche in die Wand eingemauert sind, durchgezogen und so sein Kopf an die Borderbeine niedergezwungen. Der „Liebling“ frempelt sich Armel und Hose auf, wägt das Beil und saufend fliegt es auf die Stirn des Tieres herab. Der Ochs zittert am ganzen Körper und spreizt die Beine weit auseinander. Ein Blöken tönt aus seinem Maul. Noch einmal fracht das Beil und das

Tier stürzt hin mit vorgestrecktem Halse und brechenden Augen; um die Schnauze ziehen sich die Müstern hoch und die Zähne zeigen sich wie bei einem verächtlichen Lächeln, die Beine zappeln in der Luft.

Darauf legt er das Beil weg, wischt sich die blutbefleckten Hände an dem Fell des Opfers ab und überläßt das übrige den Gesellen. In wenigen Augenblicken ist schon das geschmeidige Fell am Kopf und Vorderteil gelöst; jetzt werden die Hörner herausgehauen, ebenso der Kopf, welcher an den Pfeiler gespießt wird und mit den ausdruckslosen Augäpfeln in den blauen Sonnenstreifen hineinstiert.

Heinrich merkte nur auf diese Hantierungen, wenn er gerade eine solche Bewegung studieren wollte, sonst war es ihm greulich.

Er stand immer mit seiner Palette und Studienbrett, die er beide aus einem Stück in der Hand hielt, und malte. Die Käufer und Verkäufer sahen ihm zu. Einer schüttelte den Kopf: „Zu was doch so 'n Fauler Lust hat“, sagte er und sah auf die ihm vollständig unverständliche Arbeit.

Heinrich war schon gereizt und trank aus der dargebotenen Pulle einen herzhaften Schluck.

„Na! das verstehen Sie ja“, sagte ein anderer. „Können Sie auch so 'n Gesicht abmalen, daß man's kennen kann?“

Heinrich sah den Menschen an. Er war dick und aufgedunsen. Auf einmal fiel ihm ein: das war ja der Fleischer Mehwe aus der Brodbänkenstraße, wo er für die Lante Karmenade geholt hatte.

„Wenn Sie noch ne Zitrone ins Maul nehmen, will ich Sie so treffen, daß jeder Sie meilenweit kennt.“

„Ha! ha!“ und „ho! ho!“ lachten die andern.

„De hefft di got gegewe de Maler.“

Aber sie fühlten sich doch konsolidiert und sahen scheel drein. Ein starker Mann mit Schnurr- und Backenbart, mit goldener schwerer Kette und eisernem Kreuz im Knopfloch näherte sich jetzt.

„Dein Vater sollte dich was Vernünftiges lernen lassen, wie solche Alberei“, sprach er sehr gewichtig.

Heinrich reckte sich auf, daß er alle überragte: „Habe ich mit dir schon die Schweine gehütet, daß wir du zueinander sagen? Kummern Sie sich um Ihr Viehzeug und lassen Sie mich und meinen Vater in Ruh!“

„Komm man bi mi in de Lehr, Jungche,“ erwiderte der Großschlächter, „iç bin schon mit andre Lorbasse fertiggeworde, wie mit di.“ Die Sache fing an — wie immer —, einen gereizten Anstrich zu erhalten, aber da sprang der „Liebling“ ein, vermittelte überall und zog allmählich den Schwager mit sich fort.

„Berhab dich doch nicht immer so, Schwager, und stoß die Leute nich so vor den Kopp.“

Aber Heinrich schimpfte noch weiter:

„Die Schnauze soll die Bande halten und nich reden, was sie nich verstehn.“

Sie waren über die Holzbrücke dem Löbenicht zu gegangen; jetzt standen sie vor einer ihrer vielen Stammkneipen. Trotz-

dem der Fleischer verheiratet war, verachtete er doch nicht, verbotnes Wild zu jagen. Um diese Zeit waren sie die einzigen Gäste. Der Fleischer kniff der Kellnerin in die fetten Hüften.

„Anna, du hast 'n Hintern wie 'n Achzigdahlerpferd.“

„Aber über Ihnen auch all“, kicherte sie sehr geschmeichelt.

Während sie vom Tisch aus, auf den sie das Bier gestellt hatte, nach dem Wandspiegel herüberschaute und mit erhobenen Armen ihre Frisur zurechtnebelte, hatte sie der „Liebling“ auf seine Knie gezogen. Seine Hände griffen nach allen Sachen und irrten nach allen Richtungen.

Schließlich suchte sich die Kellnerin mit aufgerecktem Halse nach hinten übergebogenem Leibe seinen Umarmungen zu entwinden. Sie faßte mit beiden Händen nach seinen und hielt sie durch Schürze und Kleid hindurch krampfhaft fest.

„Aber lassen Sie doch sein!“ bat sie immer noch kichernd und klucksend, — „das kigelt ja!“

„Ach schabber keinen Unsinn, Marzell! Kitzel doch wieder!“





les, was in dem Fischerdorf Burtshude auf der Frischen Nehrung nicht auf die hohe See zum Fischen hinausgefahren war, hatte sich an dem kleinen Hafen, der vor dem Krüge lag, versammelt. Der Südwest ging stark und graue Wolken flogen über den Himmel.

Die Fischerjachten waren weiter draußen im Haff verankert, sie lagen alle in der Rich-

tung, von wo der Wind kam, schaukelten auf und nieder auf den schaumgekrönten Wellen; die Ankerketten wurden straff gespannt und gaben wieder nach, wie die Boote daran zertrten.

Aus Tolkmit, auf dem Festlande gegenüber, hatte das Dorf einen Bullen gemietet für die paar Kühe, die den wenigen wohlhabenderen Fischern gehörten.

Es war ein Ereignis. Auf der sandigen Nehrung waren die Menschen mit Säugetieren nicht reich bedacht, außer den schon angeführten Kühen und außer Ragen waren die Meer-schweine — eine Art Delphine — wohl die einzige Art, die die Fischer zu Gesicht bekamen, und letztere auch nur, wenn

sie sich in Störneken gefangen hatten und elend erstickt waren.

Von einem Stier hatten die Leute überhaupt nur eine mystische Vorstellung, daß er bössartig wäre und Menschen aufspießt.

Nun wurden auf seine Kosten allerhand Wize gerissen. Namentlich führten die beiden Maler, Wilhelm Hempel und Heinrich Stiemer, sehr zweideutig die Beschäftigung an, die er hier vollbringen sollte, was ein Quieken und Zohlen bei den Frauen und Mädchen veranlaßte.

Die Hübscheste, die Flor, wurde von den Malern so geneckt, daß sie den Platz wechseln wollte, indem sie den Rock ein wenig über den Knöcheln hob und durch das Wasser längs dem Ufer waten wollte. Heinrich aber folgte ihr trotz Schuhen und Socken schnell nach, so daß sie immer weiter in das Wasser geriet und demnach auch den Rock höher heben mußte. Als ihre Not am höchsten stieg und die am Lande frivoleren Späße ihr zuriefen, wurde plötzlich geschrien, daß das Boot in Sicht sei.

Jetzt ging alle Spannung dorthin, und Heinrich war nicht so dumm, als daß er nicht die Verfolgung aufgab und wieder an Land kam, wo er noch einige Wize über seine quietschenden wassergefüllten Schuhe zu hören bekam.

Ein ganz kleiner Fleck war nur vor dem gegenüberliegenden Festlande sichtbar, den aber die geübten Augen der Fischer als das Boot des Krugwirts und Dorffschulzen Jakob Dahms erkannten.

„Se hefft gerefft!“ konstatierten die Wartenden nach einiger Zeit.

Dann wuchs der Punkt immer mehr, das Fahrzeug glitt hin und wieder über Untiefen, die Segel schlenkerten unter dem Lande, wo der Wind schwächer war, sie wurden ganz herabgelassen, und der Held, der erwartete Bulle, wurde sichtbar.

Ein „Ah“ ging durch die Reihen.

Es war ein mißrathiges Geschöpf, kaum dem Kalbsalter entwachsen; um die Nase etwas von angeflogener Seekrankheit. Man half dem Tier mittels Bretter und Stangen aus dem schaukelnden Boote heraus. Als er Land unter den Füßen hatte, fühlte er sich sicherer, so daß sich Gast und Eingeborene kritisch messen konnten.

Der Stier wurde in einem früheren Schweinekoben untergebracht, wo der Boden oberflächlich mit Schilf und Binsen wohnlicher ausgelegt war. Das arme Tier sank mit den Füßen in den weichen Boden und fegte mit dem Rücken die Spinnweben vom Gebälk. Am liebsten hätten sie ihm Fischköpfe und Gräten zum Fressen gegeben, endlich aber fand sich einiges Stroh vor.

Dann ging man wieder den gewohnten Beschäftigungen nach. Die beiden Maler spielten auf zwei Schnäpse eine Partie Sechsendsechzig, der Krugwirt Dahms erzählte von den Abenteuern des Transportes. Nachmittags hatte Wilhelm Hempel vor, den alten Daniel Baumgart zu malen, welcher der einzige Mensch war, der sich zum Modellstehen hergeben wollte.

„Da dräg wie doch leewer Steener op dat Dad“, wehrten die andern ab. Stiemer meinte, sie sollten hinzufügen: Holzfehlen im Kieferngeholz wäre ihnen auch eine angenehmere Beschäftigung. Laut sagte er es aber nicht.

Es wurde gemunkelt: die verhältnismäßig hübsche Frau von dem eingewanderten Fischer Neumann wäre so befreundet mit dem Förster geworden, nachdem er sie einmal nachts mit einem Holzbündel auf dem Rücken im Walde überrascht hatte.

Heinrich machte seinen gewohnten Mittagschlaf, nachdem er mit einiger Verwunderung sah, daß sein Ideal und Vorbild wirklich Malkasten und Staffelei packte, um den alten Fischer an der verabredeten Räucherbude anzutreffen.

Er schlummerte noch sanft, als ihn der Angstruf weckte: „De Boll! de Boll!“

Man hatte ihn zu einem Debüt vorsichtig aus seinem Logis gezogen; die ausgewählte Kuh wurde ihm vorgeführt.

Er war aber andern Sinnes: er riß sich los und trottete durch die engen Gassen des Dorfes.

Alles stürzte in die Häuser und sah ängstlich dem trabenden Kinde nach. Nur das schwerhörige Modell, das seinem Versprechen gemäß der Räucherbude zustrebte, wurde ein wenig von hinten gestreift. Als er aber das Untier wütend vorbeirasen sah — wie es ihm vorkam —, fiel er besinnungslos nieder und konnte nur mit Hilfe anderer, die sich kühn aus den Häusern wagten, in seine Kammer geführt werden. Dann wurde er wohlverpackt ins Bett gelegt, wo ihm vor-

sichtig noch Schnaps in die Kehle geträufelt wurde. Nach alter Erfahrung war Schwitzen für derartige und auch alle anderen Fälle das einzig richtige.

Aber die Maler hatten einige Tage einen schwierigen Stand unter den Fischern, weil man ihnen die Schuld an diesem Unglücksfall zuschob.

Bei allen einsam lebenden Menschen auf dem Lande ist der Aberglaube verbreitet: „Wer gemalt wird, stirbt.“ Das einzig Gute war ja gewesen, daß er zuerst die Absicht gehabt hatte, sich abmalen zu lassen. Wäre es zur Tatsache geworden, wäre er entschieden usw.

Die alte Freundschaft wurde dann wieder im Kruge zurechtgefittet, aber malen ließ sich niemand mehr, auch als der Bulle, nachdem er seine Arbeit so gut oder so schlecht, wie er es vermochte, beendet hatte, wieder nach Tolkmit zurücktransportiert ward. Einen wirklichen Kummer aber hatten die beiden darüber nicht.

Die Zeit verging ihnen auch mit Nichtstun im Fluge. Der Vormittag langte vollständig für das Baden; man lag in den Sanddünen herum oder im Schatten der Boote, die aufs Land gezogen waren. Es war einsam und still auf der Seeseite. Nur wenn die Männer vom Fischfang erwartet wurden, wimmelte es am Strande von Menschen. Die Freude war groß, wenn sie alle wohlbehalten, die Boote mit Flundern vollgeladen, gelandet waren. Im Kruge ging dann ein Feilschen mit den Händlern los und ein Schreien, als wenn sie sich die Köpfe abreißen wollten. Sie selbst

merkten den Spektakel nicht, weil sie gewohnt waren, in weiten Entfernungen auf dem Wasser einander zuzurufen.

Die Ausnutzung des Haffes war die Domäne der Fischer von der Festlandsküste. Deshalb beobachteten auch die Nehrungen das Auftauchen des Regierungsbootes mit dem Fischmeister an Bord mit unschuldsvoller Gleichmütigkeit. Dieselbe scheinbare Gleichgültigkeit zeigten auch die Fischer des Festlandes, aber sie hatten vorher wie die Ameisen gearbeitet, um die verbotenen engmaschigen Netze in die Berstecke zu schleppen. Kam dann der Fischmeister an Land, so wußte er, was die Glocke geschlagen hatte, und gab sich auch nicht die vergebliche Mühe, die Netze nachzusehen.

Es waren böse Gefellen. Ein derartiger Beamter wurde vor Jahren mitsamt seinem Sohne als Leiche auf dem Haff schwimmend aufgefunden.

Es wurde bereits herbstlicher, und oft war das Baden kein Vergnügen mehr.

Da fand sich noch ein Bekannter, ein jüngerer Schüler der Akademie, ein, welcher in der Stadt immer als Patentfagke geuzt wurde. Auch hier stieg er in Stehfragen und Manschetten herum; aber anstatt lächerlich zu wirken, erschien er den naiven Eingeborenen imponierend, und hauptsächlich fingen die Mädels an, ihm Blicke zuzuwerten, die namentlich den Heinrich, der soviel wie möglich Fischer sein wollte, eifersüchtig machten.

Den nächsten Morgen ließ er sich dann freilich verleiten, ein Bad mit ihnen zusammen zu nehmen. Es war kalt und

regnerisch, die trüben Wellen rollten ungefüß an den Strand. Hempel und Stiemer fließen sich an. Indem sie sich ihre paar Kleidungsstücke nach dem Bade über den nassen Leib zogen, sahen sie mit Schadenfreude die Anstrengungen des vor Kälte zitternden Weber, der sich bemühte, in das steifgeplättete Hemd hineinzukommen, während der Wind die Öffnung immer wegwehte. Seine Ledertiefel standen auf einer Bootsbank und wankten im Winde von einer Seite auf die andere; jeden Augenblick drohten sie das Übergewicht zu bekommen, und richtig plumpften sie in den wassergefüllten Boden des Bootes und schwammen da lustig herum. Die beiden lachten, was sie konnten, zähneklappernd fischte sie Weber heraus.

„Nu werden Sie wohl auch barfuß zurückgehen müssen“, stichelte Heinrich. Weber klapperte nur mit den Zähnen.

Alle drei wateten durch den Sand die Düne hinauf. Der blaugrüne Dünenhafer legte sich nach der Richtung des Windes auf den Boden und feiner Sand flog darüber hinweg. Oben machten sie etwas atemlos halt.

Die Sandberge der Nehrung zogen sich als schmaler gelber Streifen von Norden nach Südwest; hier und da tauchten schwarze Kiefern in der Wüste hervor. Man sah die See vom zunehmenden Sturm gepeitscht bis zum Horizont mit weißen Schaumkämmen bedeckt, die wie eine Herde weißer Schafe an das Land zu streben schienen. Auf der nach dem Haff abfallenden Düne sah man durch ein kleines Gehölz die Dächer der Dorfhütten hindurchschimmern.

Den beiden Freunden tat nun Weber doch leid, als sie ihn mit blauen Lippen sahen, wie er, am Leibe zitternd, die Stiefel in den Händen drehte.

„Na! na!“ begütigte Heinrich. „Zwei Gläser Rum machen die Sache wieder gut, Sie werden sich schon mit der Zeit daran gewöhnen.“

Dann saßen sie in besserer Laune an dem Frühstückstische. Nach Beendigung des Mahles stand Hempel auf und holte seinen Malkasten.

Bewundert starrte ihn Heinrich an.

„Ja!“ sagte der andre, seinen langen Bart streichend, „etwas muß doch heimgebracht werden. Ich habe eine alte Räucherbude mit roten Malven bewachsen gesehen; dieser Gegenstand reizt meinen künstlerischen Sinn“ (Hempel liebte es, in Schriftdeutsch zu sprechen).

„Addio Signori.“

Als sie beide allein waren, fragte Weber schüchtern, ob er vielleicht die Werke Heinrichs sehen könnte.

Der machte „hum“ und sog an seinem Stummel.

„Da werden Sie wohl nichts sehen können. Meistens habe ich die Zeit verbracht, indem ich den Charakter der hiesigen Fischer studierte, was ja auch seinen Reiz hat. Mit geschenktem Schnaps werden sie alle recht mittheilhaft und zutraulich, und so habe ich vor lauter Studieren und Trinken keine Zeit gehabt, zu malen.“

„Aber sehen Sie! da kommt er zurück. Die Räucherbude hat doch wohl keinen Reiz für seinen künstlerischen Sinn gehabt.“

„Na! Hempel, was war denn los, daß Sie wieder zurück sind?“

„Ich habe mich besonnen,“ erwiderte der, „außerdem scheint es bald regnen zu wollen, im Südwest türmen sich die Wolken.“

Nun wandte sich Weber an diesen Älteren mit der Bitte, ihm seine Studien zu zeigen.

Der warf Heinrich einen sarkastischen Blick zu und forderte ihn auf, mitzukommen.

In dem gemeinschaftlichen Zimmer der beiden war eine kleine Leinwand an die Wand genagelt. Bei näherem Hinsehen war auf ihr ein Interieur mit Kachelofen und einem an der Decke hängendem Schiff sehr pikant und etwas bräunlich gemalt.

„Und zu welchem Bilde wollen Sie diese Studie verwenden?“ fragte der Lernbegierige.

Der andre warf sich in die Brust und liebte mit sonnenverbrannter Hand seinen langen Bart: „Ich habe meinen Plan, und den zu verraten, wäre töricht.“

„Sehen Sie, Weber! nu wissen Sie's!“ sagte mit grinsender Miene Heinrich, der aus Langeweile nachgekommen war.

Abends war große Versammlung im Krüge. Der spendierte Schnaps löste die Zungen. Der Krugwirt konnte nicht genug Striche (als Bier) und Nullen (als Schnäpse) auf die Tür freiden.

„Sehen Sie, Weber! jetzt ist die Zeit da, wo ich studiere“, erklärte Heinrich. Die Fischer, die zuerst mürrisch und zu-

geknöpft dagessen hatten, wurden mit jedem neuen Schnaps freundlicher und mittheilamer. Zuletzt überschrie einer den andern, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

„Herr Weber!“ schrie ein blonder bärtiger Fischer, „wat der Herr Stiemer für leewer Minsch is, is nich to gloowe!“

„Na! Papaul!“ rief Heinrich, „dohne Se man nich so, morgte kenne Se mi nich mehr!“

„Herrke!“ verteidigte sich der Fischer, „för Enne gah ek dorcht für! Wenn eener wat von Se well! roope Se mi, segg ek! roope Se mi!“ und er begeisterte sich bei dem Gedanken, daß er noch öfters den Satz wiederholte.

„Und wenn der Hahn dreimal krähet, wirfst du mich dreimal verleugnet haben, und Petrus weinte bitterlich“, deflamierte Hempel.

Dann klagte Weber über das kalte Wetter, wie er morgens gefroren hätte.

Da schlug ein anderer Fischer mit der Faust auf den Tisch und sang:

„Kool Water un Noordwind

Make kruse Büdel un e korte Pint.“

Lachend schlugen die andern auch auf Tisch und Schenkel.

Die Kreidestriche wuchsen ins Unendliche. Ein Wik jagte den andern.

Beim letzten Gewitter war der Blitz in einen Reisefahn gefahren und hatte den Mast krachend auf das Deck geschleudert. Der Fischer Fröse hatte aber ruhig weitergeschlafen.

„Is dat to gloome“, fragten sie alle und sahen sich verwundert an.

An einem andern Tische wieder disputierten einige Fischer, die bei der Marine gedient hatten, über den Zusammenstoß der beiden größten Kriegsschiffe, wobei „Der große Kurfürst“ von „Wilhelm I.“ in Grund gebohrt ward und die sämtliche Besatzung ertrunken war.

„Backbord“ und „Steuerbord“ hörte man in den verschiedensten Stimmlagen hin und her werfen.

Der große Lamprecht nahm sogar zur bessern Erklärung zwei Schnapsgläser zur Hand und manöbrierte sie aufeinander los. — —

Da übertönte eine Stimme den ganzen Wirrwarr.

„Meine Herren!“ rief plötzlich Hempel, bei dem der Schnaps anfang zu wirken:

„Silentium für das Lied vom David und Goliath, doch singt den Rundreim kräftig mit!“

Die Fischer, über das fremde Wort verwundert, hielten sich still.

Er stellte sich in Positur. Die Hängelampe beleuchtete nur wenig die Gesichter der nächsten, das übrige ertrank in der Dunkelheit.

„Na, nu schwiegt mi mal e bette stell
Un hört, wat ek Ju vertelle well,
Von dem Riese Goliath,
Wat de kleene Dawidke daht.
De Goliath meer en grooter Mann,
Vor dem alle Lüd da meer sehr bang.“

So sang er mit schöner Baritonstimme. Jetzt sollte der Chor einfallen:

„Tule! tule! tuletä!“

Aber es wurde beklommen still, die Fischer duckten sich auf die Tischplatte.

Zwei Frauen waren eingetreten mit Besen in den derben Häuften.

„Wa Ju too Huus! Ju Radertüg!“ zeterten sie. Dann packten sie ihre Ehegatten am Kragen und warfen sie zuerst heraus. Als die meisten draußen waren, drehte sich die ältere Frau nochmals in der Tür um: „Un de Malerkeerdels sulle oof leewer ligge gahn, als son Spektafel make!“

Eine Stille legte sich über die zusammengeschrumpfte Gesellschaft.

„Na! so jung kommen wir ja nich mehr zusammen!“ ermunterte Heinrich. „Prost!“ Er stürzte einen Schnaps hinunter.

„Oh! mein Vater! mein seliger Vater!“ stöhnte plötzlich Weber. Er war zusammengefallen und stierte vor sich hin. Ein Schluder erschütterte in Zwischenräumen seinen Körper.

„Oh! wenn das mein seliger Vater wüßte!“ lallte er wieder.

„Ach was! lassen Sie doch Ihren Alten in Ruh! Er ist doch schon lange tot!“ tröstete Hempel.

„Oh! mein seliger Vater! hu! hu!“ schluchzte er weiter.

„Nu hat der auch noch das graue Elend! Es ist doch Zeit, ligge to gahn.“

Morgens stierten sich Hempel und Stierner etwas dumm an. Sie rieben sich die Augen, der Kopf war ihnen schwer und dumpf.

„Das war des Pudels Kern“, rezitierte Hempel mit heiser tönender Stimme. Er reckte sich, gähnte und griff an seinen Kopf.

„Donnerwetter, mein Kopf!“ jammerte er.

Mit beiden Füßen zugleich sprang Heinrich aus dem Bett, zog sich notdürftig an und legte sich zum Fenster hinaus.

Die Krugwirtin ging grade vorbei. Hempel fragte sie wegen Weber.

„Ach der!“ sagte sie etwas genant, wäre schon frühmorgens mit dem Briefträger zusammen nach Kahlberg gefahren.

„He herwt sek ganz dagelate“, sagte sie noch, indem sie auf dessen Schlafzimmer zeigte.

„O mein seliger Vater! hu! hu!“ spotteten die beiden.

Schöne Lage gab es selten mehr. An jedem Morgen schaukelten die Bote in die Lage des Nordwestwindes gestellt und änderten während ganzer Tage nicht die Richtung.

Seit einer Woche war es den Fischern wegen dieses Wetters unmöglich geworden, zum Fischfang auf die See hinauszufahren; griesgrämig lehnten sie sich an ihren Hütten herum oder saßen beschaulich auf den an Land gezogenen Bootswracksen.

„Dat ewige Eerdschockefreete maft nich loslig“, sagten wohl einige Kedselige, indem sie ihrem Unmut Luft machten.

Sie kamen bei dieser unfreiwilligen Muße auch auf ihre Winterarbeiten zu sprechen. „Von Klock negen“, wo es im Winter zuerst hell wird, „bet Klock dree“, wo es wieder Nacht ist, stehen sie in der Brandung der hochgehenden See und fahren mit ihren Räschern längs dem Boden entlang, um Bernstein aufzufangen.

Von Kopf bis zu den Füßen sind sie bei dieser Arbeit in wasserdichte Lederkürasse gehüllt, die Kälte und Nässe von ihnen abhalten.

„Da müssen Sie mal herauskommen, da können Sie was malen“, sagte der Benjamin Röhn, der bei der Garde gedient hatte und als Gebildeter immer mit den Fremden hochdeutsch sprach.

Dieser Röhn — ein blondhaariger Riese — war Junggesell und der reichste Buxtehuder Fischer: ein Haus und zwei Böte nannte er sein Eigen. Auf der See war nebst den drei Männern stets die Flor als weibliche Ruderin die Besatzung seines Bootes.

Es gab eine Zeit, wo er die Maler wegen ihrer Neckereien mit der Flor scheel angesehen hatte, aber den letzten Sonntag, als einige vagabundierende Musikanten zum Tanz aufgespielt hatten, war sein Verhältnis mit ihr perfekt geworden.

„Florke, ik schenk di een Paar Schooh, wenn ik di besöte kann.“

Mit verheißungsvollen Blicken hatte sie diesen Antrag aufgenommen.

Als sie nun gar dem Heinrich, nachdem sie beide getanzt

hatten, schnippisch gesagt hatte: „Wenn Se alles so könne wie danze, kann enne Brut sel freue“, da hörte Heinrich mit seinem Liebeswerben auf und der Kröfus des Dorfes wurde der Maler bester Freund.

Hauptsächlich segelten sie mit ihm mit, wenn er geräucherte Fische nach Frauenburg brachte, und zu einer besonderen Freude gereichte es ihnen, wenn er das Haffboot ihnen zu einer Vergnügungstour anvertraute.

Endlich mußte nun doch geschieden werden. Papaul wollte mit lebendigen und geräucherten Aalen nach Königsberg (Königsberg), und da wollten die beiden Maler die Gelegenheit benutzen, um nach Hause zu kommen. Es wurde alles gut verpackt, auch die einzige Studie wurde nicht vergessen.

„Na, nu mit Gott!“ sagte Papaul, nachdem er noch herzlich Frau und Kinder der Reihe nach abgeküßt hatte.

„Jakob!“ rief er seinem Gefährten zu, „schmiet den Anker rin!“

Die Segel blähten sich auf und bald lag das ganze Dorf klein und winzig in den Sandbergen und verschwand mehr und mehr ihren Blicken.

Hempel, der nicht schwimmen konnte, sah mit gefurchter Stirn kritisch auf die weite Fläche des Haffs. Es war ein schöner Nachsommertag, aber beide Ufer lagen von dem Boote weit entfernt, und kein anderes Schiff war in der Nähe.

„Sagen Sie, Papaul, wenn nun das Boot ein Leck bekommt, was geschieht dann?“

„Da gahn wi unner as ne blierne Ent,“ war dessen gleichmütige Antwort — „aber Donnerschoß nochmal!“ fuhr er ärgerlich fort, „iß gloom, de Wind flaut af.“

Das Segel schlenkerte an dem Masten herum. Er ergriff eine Schaufel mit langem, gebogenem Stiel und bespritzte mit starkem Wurf das Tuch. Etwas fester blies nun der Wind hinein.

„Jakob, lat dat Schweert noch 'n bet runner, sunst driem wi af.“

Kopfschüttelnd bemerkte er wieder das Schlawerwerden des Segels.

In der Ferne sah man einen Mann in einem Boot sich dunkel vom Himmel abheben. Er stand aufrecht und schlug mit dem Ruder rings um sich, weit ausholend, auf das Wasser. Man hörte den Schall, wenn der Schlag schon längst geschehen war.

„De fangt Kulbörsch“, belehrte Papaul. „Egentlich is et verboade, oawer wo kein Kläger is, da is oof kein Richter.“

Heinrich sah auch zum Segel empor. „Driem! Zahnke, driem!“ rief er und pfiff lockende Löne.

„Herr Stiemer! wenn Se keine Junfer sen, wat et woll nich helpe! Jakob, wie wölle reeme!“

Ärgerlich legten sie die schweren Ruder in die Dollen, spuckten in die Hände, und in gleichmäßigem Takt tauchten die Ruder in das Wasser. Sie kamen an Dörfern vorbei, die sich vollständig klar im blauen Wasser spiegelten; lustige Weisen auf Ziehharmonikas tönnten herüber.

„De danze, un wi reeme“, sagte Papaul unwirsch.

Die Dämmerung kam, es wurde kälter. Manchmal fuhr man an Rähnen vorüber, die von dem kleinen Boot aus gesehen wie Riesen aus dem Wasser auftauchten.

Die Fischer hielten mit dem Rudern inne; Papaul holte einen Korb mit Fressalien herbei und verteilte diese redlich unter die kleine Besatzung. Rohen Mal flüchtig in Salz und Pfeffer gelegt, ein starkes Essen für die Menschen der Waterkant. Dann kreiste der Schnaps einige Male herum. Hierauf begab sich Papaul mit einigen sorgfältig aufgehobenen Brotresten zu einer Tonne, wo er ein zottiges kleines Wesen herauslangte. Es war ein junger Hund, der mit dem Schwanzstumpf eifrig wedelte und die Hand leckte, als freute er sich, daß sich endlich jemand um ihn kümmerte. Das Tierchen fraß heißhungrig die Brotkrumen auf, dann wurde es wieder in dem Faß verstaut. Der Fischer hatte den Hund vor dem Ertränktwerden bewahrt und wollte sehen, ob er ihn in der Stadt irgendwie anbringen konnte.

Es wurde empfindlich kälter. Die Maler froren in ihren Sommeranzügen; sie hatten sich dicht aneinander gesetzt wie zwei Inseparabiles, um sich gegenseitig zu wärmen.

Papaul, der auf alles Obacht gab trotz des ärgerlichen Ruderns, forderte sie auf, sich ins Roof zu legen; es wären doch immer noch viele Stunden, wenn der Wind nicht bald kommen wollte.

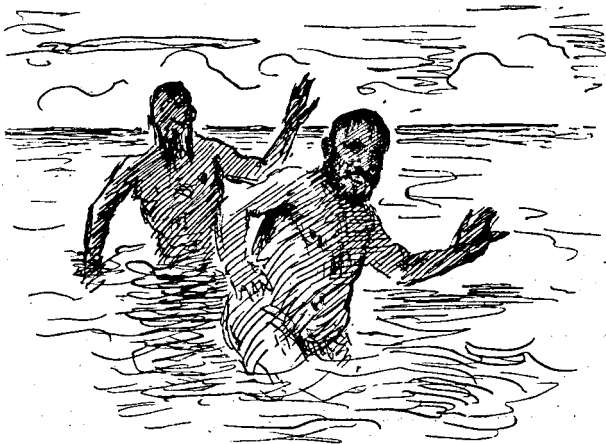
Argwöhnisch schielten die Beiden zu dem kleinen Verschlag herüber, über dessen Decke die Steuerpinne mit dem Hand-

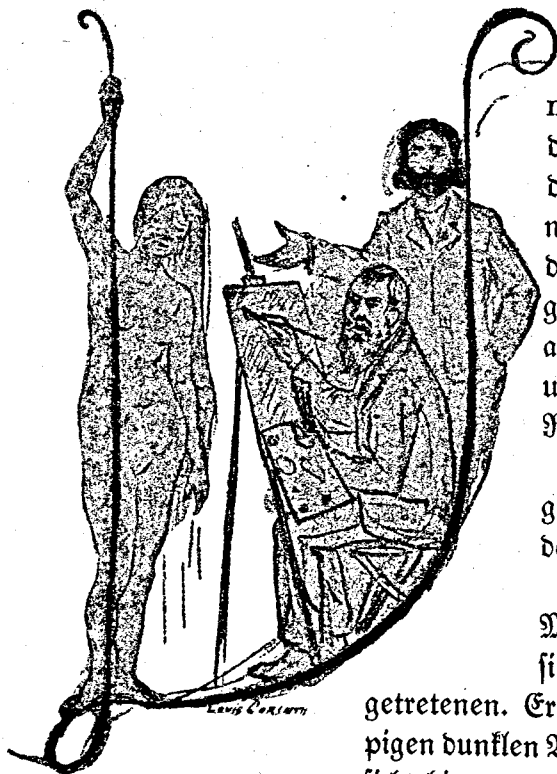
griff auf einer gezahnten Bahn ruhte. Die Kälte aber ließ ihnen keine Wahl.

Sie krochen durch die kleine Lür, und einmal darin, schien es ihnen ganz behaglich. Sie streckten ihre Glieder. Das Glucksen des Wassers, das an die Wände des Bootes schlug, und der Taft des Ruderns machten eine einschläfernde Musik, und bald schlummerten sie den Schlaf der gesunden Jugend.

Draußen nahm die Dunkelheit zu; der Ordnung gemäß hingen die Fischer eine brennende Laterne an den Mast.

Eben wollten sie weiter rudern, als das herabhängende Segel aufzuatmen schien und die glatte Wasserfläche sich kräufelte. Dann erhob sich der Wind stärker, so daß das Segel sich ganz von selbst in dem Quermast, an dem es ausgespreizt war, in den Wind drehte und die Schoten straff angezogen wurden.





n nouveau! tönte es durch das Bouguereau-Atelier der Akademie Julian. Einige Neugierige drehten den Kopf nach dem Eingetretenen, die anderen arbeiteten ruhig weiter und stimmten nur in den Ruf ein.

Un nouveau! Das ganze Atelier erzitterte vor dem dröhnenden Geschrei.

Erst als die Pause des Modells war, sammelte sich alles um den Neueingetretenen. Er stach mit seinem struppigen dunklen Bart und viereckigen Gesicht bizarr von den anderen ab.

„De quel pays êtes-vous, monsieur?“ fragte der Maffié der Klasse.

Er aber tat, als verstünde er nicht, denn Preußen oder wenigstens Deutschland nennen, schien ihm gleich einer Herausforderung zum Kampf.

Deshalb sah er von einem zum anderen und die Wände entlang, die mit Karikaturen, gezeichneten und gemalten

Alten bedeckt und mit gebrauchter Olifarbe beschmiert waren.

„D’où venez-vous, monsieur?“ „D’Anvers“, erwidert er schnell, denn das schien der beste Ausweg.

„Vous êtes Belge?“

„Non, monsieur.“

„Votre nom, monsieur?“

„Stiemer.“

„Vous êtes Américain?“

Kopfschütteln.

„Où avez-vous étudié?“ fragte der Atelierälteste schon ungeduldiger.

„A Munich.“

„Alors vous êtes Bavaois?“

„Oui, monsieur“, bejahte Heinrich. Es schien ihm zwar ein wahrer Verrat an seinem Vaterlande, aber in Anbetracht der Feindschaft — —; er konnte nicht zu Ende denken, denn ein wüstes Gejohle entstand, indem sich alle Köpfe, nach einer Richtung suchend, hindrehten.

„Baschmang, un compatriote! Baschmang! où est Baschmang!“

Einige waren schon bei ihm und zerrten ihn zu dem Neuen hin, der in ihm eine komische Berühmtheit aus München wiedererkannte.

Beide schienen nicht gerade erfreut, sich hier wiederzusehen, und reichten sich daher geniert die Hand.

Dann wurde aus Schemeln eine Art Altar errichtet, worauf

Heinrich feierlichst als Mitglied der Klasse eingesegnet wurde. Ein Frühshoppen im nahegelegenen Café machte den Schluß der Zeremonie.

Wieder in das Atelier zurückgekehrt, erklärte Bachmann seinem Landsmann allerlei Wissenswertes. Er wies auf einen mit breitem Rücken, der an einer vortrefflichen Studie arbeitete.

„Il est très-fort!“ flüsterte er ihm so zu, daß es auch von dem Betreffenden gehört werden konnte. Was ich mir wohl daraus machte, dachte Heinrich, wenn es drauf ankommt, hau' ich ihn doch durch.

„Il est exempt“, flüsterte der andere laut weiter; als er aber wieder dem verständnislosen Blick Heinrichs begegnete, bequemte er sich zu einer deutschen Auseinandersetzung: Er hat im Salon die dritte Medaille erhalten und ist juryfrei.

Nun huschte doch über das Gesicht des Preußen so etwas wie Hochachtung.

Das war ja sein eigener geheimer Wunsch, so lange hier zu bleiben, bis er im Salon etwas ausgestellt hatte und womöglich eine Mention honorable in die Tasche stecken konnte.

„Wie heißt er denn?“ fragte er ganz schüchtern.

„Ménard! und der dort mit dem schwarzen Bart ist Dinet; der ist bereits hors concours.“

„Ja und die arbeiten hier alle so gemütlich unter den anderen und lassen sich forrigieren?“

„Das ist alles ganz gleich, wenn hier jemand mit seinem

Bilde für den Salon fertig ist, kommt er einfach hierher arbeiten, drüben im Lesèvre-Atelier ist Rohegrosse."

"Donnerwetter nochmal," brummte Heinrich, "der hatte ja in München den famosen Vitellius ausgestellt."

Er ließ seine Augen an den Arbeiten entlang gehen, längs den Karikaturen an den Wänden, und sie blieben auf einem langen Schild an der Quierwand des Ateliers haften.

Mit großen Lettern war da geschrieben:

„Le nombril est l'oeil du torse.“

Bachmann sah ihn überlegen lächelnd an und erklärte: „Das ist ein Ausspruch von Ingres.“

„Der Nabel ist das Auge des Bauches“, übersetzte Heinrich langsam.

„Ha! ha!“ lachte er, was eigentlich nur in dem Fletschen beider Reihen Zähne, die bis zum Gaumen frei wurden, bestand.

„Das ist ja sehr gut!“

Dann aber wollte sein Dolmetscher arbeiten und führte ihn noch zu dem Farben- und Leinwandhändler, der in einem Winkel seinen fliegenden Laden etabliert hatte.

„Hier können Sie alles kaufen, was Sie brauchen, ob Sie nun malen oder zeichnen wollen.“

Am nächsten Sonnabend war er schon so bekannt mit seinen Kollegen, daß er bereits für die Wand karikiert wurde als bayrischer Soldat auf rotem Hintergrund und mit Abdrücken von blutigen Händen, darunter stand „Quand même“.

Bouguereau fand Gefallen an dem gros Allemand. Ein

kleiner, aber sehr breiter, kräftiger Herr mit schwarzen Augen, dichtem weißen Haar und Bart.

Mit schnarrender Stimme und sarkastischem Lächeln fing er stets mit den Worten an:

„Ce n'est pas mal, vous avez du talent,“ und endigte: „cherchez le caractère de la nature, monsieur, prenez des brosses petites.“ Er selbst aber arbeitete mit breiten Pinseln, wie Heinrich erzählen hörte.

Anders war den nächsten Monat Tony Robert Fleury. — Beide wechselten immer ab, wie im anderen Atelier Lefèvre und Boulanger. — Er war ein großer schöner Mann mit dunklem, gelocktem Haar und Bart und sonorer Stimme. Er war für das Breite, Große. Die Gegensätze des Hintergrundes und der Figur; einfache Aneinandersetzung der Töne.

„Prenez des brosses larges et mettez ton à ton.“

Er selbst aber malte mit kleinen Pinseln und strichelte die Töne ängstlich auf die Leinwand.

*

Ein Aufenthalt in Paris war in jenen ersten achtziger Jahren unter den Münchner Malern zur Mode geworden, und so wäre Stiemer auch, nachdem er ein Bild gemalt hatte, welches einen gewissen Beifall bei seinen Kollegen errungen hatte, zu gerne dorthin gegangen, wenn ihn nicht der Haß der Franzosen auf Deutschland immer wieder davon abgehalten hätte.

Diejenigen, welche nach Paris gezogen waren, konnten nicht genug von diesem Haß auf die deutsche Nation be-

richten; auch die Zeitungen waren mit Schilderungen gräßlicher Grausamkeiten angefüllt.

„Je suis Bolonais,“ hatte sich ein Sachse eingeführt, „und was soll ich Ihnen sagen“, erzählte er weiter:

„Die ganzen Franzosen haben mich geküßt.“

Das war nun doch für den ungeschlachteten Ostpreußen eine harte Nuß. Er dachte hin und her, dann kam ihm die Erleuchtung.

„Ich ziehe nach Antwerpen!“

Raum war der Entschluß gefaßt, so führte er ihn auch aus.

Aber die Zeit der Rubens und Brouwer und der Historienmaler Gallait, Verlat und Lens war hier vorbei. Nach einem halben Jahre hatte er das Nest so satt, daß es ihn nach dem nahen Paris zog, auch wenn Gefahren tausendfach noch vermehrt dort seiner warteten.

So ging er denn in den ersten Tagen des Oktobers die großen Boulevards hinunter durch die Porte St. Denis, die gleichnamige Vorstadtstraße, in die Akademie Julian.

Jene ganz individuelle Luft, die den Nordseeländern hauptsächlich im Frühling und Herbst so eigen ist, hüllte alles in einen vornehmen Silberton, so daß die Straßen mit allem, was daran und darauf war, in jedem Ausschnitt ein Bild boten, das ein Malerauge erfreuen konnte.

Wieviel lebhafter ging es hier zu als in den anderen Städten, die Heinrich gesehen hatte.

Kinder hielten auf den Trottoirs unbekümmert um die Polizisten ihre Spiele ab, Männer wichen aus und eilten ge-

schäftig weiter. Frauen schritten einher wie die Bachstelzen, Mädchen in Arbeitsblusen zogen untergefaßt paarweise dahin. Sie kicherten, schwätzten, sangen und verschmauschten goldig-glänzende Drangen. Aber jedes weibliche Wesen ohne Unterschied des Ranges hatte sich mit einem mächtigen Cul de Paris ausgestattet.

Ein Gewoge von Equipagen, Droschken und Omnibussen auf dem Fahrdamm.

In der Rue Faubourg St. Denis hielten Männer und Frauen längs den Häusern Früchte und Gemüse feil; Fleischstücke hingen an den Lüren und Fenstern der Metzgerläden; zweirädrige Lastkarren mit einem Riesenpferde oder zweien hintereinander gespannt kreischten des Weges.

Alles zusammen verbreitete einen warmen, modrigen Geruch, der nicht besonders erfreulich in die Nase stieg. Dazu kam noch, daß in dem ersten Stock des Hauses, in dem die Akademie Julian sich befand, eine Großhandlung von Vogelbälgen war und der Duft von Kampfer und Arsenik auch nicht gerade das Atmen erleichterte.

*

Heinrich bewegte sich zuerst ängstlich und vorsichtig zwischen seinen Erzfeinden; als Preuße fürchtete er jeden Augenblick eine Beleidigung an den Kopf geworfen zu bekommen, während die Franzosen wieder ihrerseits dem großen, stark aussehenden Menschen aus dem Wege gingen.

Ehe aber ein Monat verflossen, war der gros Allemand

— wie er allgemein genannt wurde — der Liebling des Ateliers geworden.

Mit ihm hielten hauptsächlich drei andere zusammen:

Mauerbrecher, ein Schweizer, durch seine äußere Schroftheit ein verwandter Charakter, ein anderer Ostpreuße, Blumen-thal, der von hinten in seiner langen Düntheit einem Straußen frappant ähnlich war, und ein Österreicher, von Sambitsch, ein Gentleman der Gesellschaft. Nur Bachmann war verschwunden.

„Où est Baschmang?“ tönte es noch manchmal klagend durch die Klasse.

„Il est fou!“ echoete es zurück.

Er war geisteskrank geworden und starb bald.

*

Der Schnee und Wind fegte um das große Atelierfenster herum und schwere Wolken verfinsterten den Himmel.

„Oh la la! que fait noir maintenant“, rief Jourdan, der Massié, und sah zum Wetter empor.

„Nouveau! nouveau! allez chercher le grand reflecteur de l'atelier Lefèvre!“ befahl ein anderer.

Der Neue sah unentschlossen in die grinsenden Gesichter.

„Mais certainement, monsieur,“ bestärkte Jourdan, „il le faut.“

Auf eine lautlose Stille hörte man aus dem Nebenatelier ein schallendes Hohngelächter und der Dupierte kam in Begleitung von Lefèvre-Schülern, die lachend und heulend um

ihn herumtanzten, wieder zurück und setzte sich beschämt an seine Staffelei.

„Alors reposez, mademoiselle,“ befahl Jourdan, da die Finsternis nicht weichen wollte.

Ein Paar griff zum Florett, andere stellten einen Pfropfen auf und warfen mit Sou-Stückchen nach ihm, die dann der Besitzer des zunächst liegenden Geldstückes lächelnd einsteckte.

Pelabaum aus Marseille, der Don Juan der Klasse, hatte sich in die Nische zu dem ausruhenden Modell geschlichen.

Endlich brach das Tageslicht wieder durch die jagenden Wolken.

„Il est l'heure, mademoiselle!“ rief Jourdan und alle stellten sich zur Arbeit vor die Staffeleien. Aber die Aufforderung mußte wiederholt werden, bis das Modell verlegen, die Haare mit den Händen ordnend, auf das Podium zurückkam.

„Ri—ez! ri—ez ma be—e—lle! ri—ez, ri—e—z toujours“, flötete „le tigre“, so genannt, weil er in Bengalien beheimatet war, aber die kräftige Stimme Jourdans über-tönte sein Lied.

„la peinture à l'huile
est très difficile“,

darauf der ganze Chor:

„mais c'est bien plus beau
que la peinture à l'eau.“

Dann herrschte Stille, jeder war eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt; man hätte können eine Nadel auf den Boden

fallen hören. Da ein Pfiff wie eine Rohrdommel im Schilf, dann mehrere Lärufe, Froschgequacke, Grunzen von Schweinen, Tigergebrüll und dann ein Gemisch von Lauten, die von schrillum Pfeifen auf Schlüsseln übertont wurden.

Ein Hallo, als wenn der jüngste Tag anbrechen sollte.

Plötzlich wieder lautlose Stille, daß von dem schnellen Übergang das Trommelfell zu plätzen drohte.

*

Der Tag gehört der Arbeit, der Abend dem Vergnügen, war der Wahlspruch Heinrichs, in den seine drei Freunde gern einstimmten.

So durchzogen sie die Théâtre-variétés, die Café chantants, besuchten im Quartier latin den bal Bullier und andere Lokalitäten, die ihnen von Interesse zu sein schienen; und billig mußte es sein, denn mit besonderen Glücksgütern war keiner von ihnen gesegnet.

„Sambitsch,“ rief Heinrich, „Mauerbrecher und ich gehen jetzt nach Hause.“

„Es ist aber doch hier so fein“, rief der aus einem Winkel heraus, wo er unter einem Wust von Spitzenkleidern und seidenen Schlafrocken vergraben war, daß nur seine lange Nase und die glänzenden schwarzen Augen zu sehen waren.

„Na, denn amüsieren Sie sich.“

Als die beiden aus dem Hause traten, war es menschenleer, das ganze große Paris schlief.

Die Stunde, in der nach Schluß der Theater die Straßen noch einmal von hastenden Menschen und jagenden Equi-

pagen wie am Tage belebt wurden, war längst vorüber. Ihre Schritte hallten durch die stille Nacht.

Beide gähnten und trennten sich an einer Ecke.

Zwei Sirenen eilten ihnen nach.

„Bel homme! viens chez moi!“

Heinrich eilte mit längeren Schritten seiner Wohnung zu.

*

Den nächsten Morgen — am Sonntag — wurde in der Akademie Julian an einer Kompositionsskizze gearbeitet.

Sambitsch erschien endlich auch, verschlafen und abgespant. Er schob seine Staffelei zu Heinrich heran.

Sie lächelten sich an.

„Können Sie mir bis zum Ersten aushelfen, Stiemer?“

„Sagen Sie es aber nicht den anderen, Stiemer.“

„Für Geheimnisse bin ich das reinste Erbbegräbnis,“ brummte Heinrich.

„Wie sieht eigentlich so ein richtiger Esel aus?“ fragte er dann weiter. Er hatte nach allen Seiten hin versucht, das Tier und den Reiter darauf erkenntlich hinzumalen, aber bis dahin immer vergeblich.

„Halt, da kommt Blumenthal! Vielleicht weiß der es.“

Dieser war während der Zeit noch länger und dünner geworden. Er war sehr aufgeräumt und sprach seinen ostpreussischen Dialekt mit harter, lauter Stimme.

„tstsch! pstsch!“ machte ein Franzose nach und verrenkte seinen Mund in alle möglichen Stellungen.

„Tais-toi avec ta sale langue“, rief ein anderer.

Die drei Deutschen flüsteren leise miteinander.

„Wie heißt denn das Thema?“ fragte Blumenthal, der nicht mehr wagte, von der Seite Heinrichs zu weichen, um den Zettel an der Türe lesen zu gehen.

„Der Einzug Christi in Jerusalem“, teilte man ihm mit.

„Ich hab' mir doch gleich gedacht, daß es ein biblisches Sujet sein wird.“

Heinrich, den das Vorhergehende schon ärgerlich gemacht hatte, mußte doch über diese Redensart, die sein Landsmann bei jeder Gelegenheit anwandte, lächeln.

„Das ist doch auch eine Kleinigkeit für Sie, da Sie Gedankener Leser gewesen sind“, erwiderte er.

„As-tu vu Bismarcke
A la porte de Charenton
Il a bu du Schnape —.“

„Das geht auf Sie, Stiemer“, flüsterte der Oesterreicher Sambitsch.

In der Tat schien Gehässigkeit in der Luft zu liegen.

Hauptsächlich ging diese chauvinistische Stimmung von einem „ancien“ aus, der seine Militärzeit absolviert, nun in das Atelier zurückgekehrt war und mit Kraftausdrücken aus der Kaserne um sich warf.

„I' pousserai le fusil à la gueule des cochons prussiens“, rühmte er mit einer Stimme, die aus einem hohlen Topf zu kommen schien. Auch auf der Straße war eine größere Verstimmung gegen Deutschland wahrzunehmen.

Zeitungsverkäufer liefen über die Boulevards. Das Extra-

blatt in der Hand schwingend, schrien sie: „Achetez! la mort de l'empereur Guillaume“, der Kaiser wäre seit Tagen tot. Bismarck hätte eine Wachsfigur in dem historischen Caféfenster in Berlin aufstellen lassen, bis er alle Angelegenheiten, die sich gegen Frankreich bezogen, geregelt hätte. Es stellte sich zwar als die Spekulation eines findigen Zeitungsverlegers heraus, aber es kam doch aus dem Gefühl des Volkes.

„Dis-donc, Stiemer,“ fragte ein anderer, „est-ce vrai, que les Prussiens ont volé toutes les pendules dans la France?“

„Imbécile, laisse moi tranquille.“ Es hörte sich an wie das dumpfe Knurren eines gefährlichen Tieres.

Im nächsten Augenblick war das Interesse der Klasse schon wieder auf einen anderen Gegenstand gerichtet.

„Voilà le prince Kara! Tiens, bon jour, prince!“ schrien sie einem eleganten jungen Mann entgegen. Manche verließen sogar die Staffeleien, um ihn zu umarmen.

„Tu vas bien, prince? Tu es retourné, prince?“ So ging es eine ganze Zeit, indem sie die Hauptbetonung mehr auf den „Prinzen“ als auf das übrige legten. Er war ein Abkömmling der Karageorgewitsch aus Serbien. Sein Aussehen war aber mehr das eines „freschen Wieners“, als das eines rachsüchtigen Orientalen.

*

„Ich mache den Vorschlag, wir gehen in die Bastien-Lepage-Ausstellung“, sagte Heinrich.

Sambitsch dehnte und streckte sich. „Ich leg' mich aufs Ohr und schlaf' mich aus.“

In Paris pflegten einige Wochen vor der Eröffnung des großen Salons von Klubs kleinere Ausstellungen arrangiert zu werden, die wegen ihres geschlossenen Charakters oft interessanter als die Massenausstellung in dem Industriepalast waren.

Die Ecole des beaux Arts führte jedes Frühjahr die Schöpfungen eines ihrer großen Toten möglichst geschlossen dem Publikum vor Augen. Dieses Mal waren die Arbeiten des jung verstorbenen Bastien-Lepage ausgestellt.

Sie fuhren auf der Imperiale eines Omnibusses bis zu der Place de l'Opéra und schlenderten auf der prachtvollen Aue de l'Opéra dem Louvre zu. Die Renaissancebauten des Schlosses bildeten ein Geviert, das zum Tuileriengarten geöffnet war. Man konnte die prachtvollen Bäume und Statuen übersehen. Weit in der Ferne tauchte der Arc de Triomphe auf.

„Früher war das auch zugebaut“, erklärte Mauerbrecher wie ein Fremdenführer.

„Die Kommune hat im Krieg den ganzen Krempel kaputt gemacht. Hier kommt nächstens die Menzel-Ausstellung hin“, fuhr er fort. Alle sahen interessiert auf eine provisorische Holzbaracke, in der vorläufig ein Postamt untergebracht war.

Diese Menzel-Ausstellung hatte Meissonier gegen eine große Partei chauvinistischer Maler mit vieler Mühe durchgesetzt.

Auf dem Pont des Arts blieben sie stehen und genossen den Rundblick.

Stromabwärts an der Seine, welche von kleinen Dampf-
fern und Rähnen belebt war, erhob sich der Trocadéro und die
goldene Kuppel des Invalidendoms; zur Linken beherrschte
die Notre Dame das Panorama. Vor ihnen breitete sich das
Quartier latin aus mit den engen Gassen, steilen, geschwärzten
Mauern und den hohen Schornsteinen, die gleich Schiffs-
masten in den bleiernen Himmel ragten.

*

Endlich kam der Einlieferungstermin für den Salon
heran. Die Schüler der Akademie Julian waren aufgeregter
denn je. Viele hatten Bilder eingeschickt und selbst die Un-
betheiligten wurden von diesem Getriebe mitgerissen.

Sie stürmten in das Sekretariat, um die Empfangs-
nummern anzugeben, welche Jules in einem Register, mit
den Namen versehen, den Lehrern übermittelte.

Danach konnten diese erkennen, welche Bilder von ihren
Schülern waren. Auch die Wahl der Jury wurde lebhaft
diskutiert. Jeder Franzose, der im Salon ausgestellt hatte,
durfte sich mit seiner Stimme an der Wahl beteiligen.

Daß eine Anstalt wie die Julians, in welcher seit Jahren
sich Unzählige bildeten und viele eine Berühmtheit im Salon
errungen hatten, eine kunstpolitische Macht nicht nur für
die Wahl der Jury, sondern auch für die später zu verteilende
Medaille d'honneur bedeutete, war wohl selbstverständlich.
So unterstützten sich Lehrer und Schüler gegenseitig. Die
größte Anzahl der Stimmen war immer auf seiten dieser
vier Meister.

Bouguereau hatte das Bild Heinrichs in der Expedition, in der es lagerte, angesehen. Er drehte die Hand hin und her, sagte aber auf die ängstliche Frage Heinrichs, ob er Hoffnung für Annahme haben dürfte:

„Je crois bien.“

Nichtsdestoweniger dehnten sich diese Tage der Erwartung zu Ewigkeiten aus. Seine Freunde taten alles, was ihnen möglich war, um die Zeit hinwegzutauschen, aber das finstere „N“ für refüsiert und das glänzende „A“ für admis ging dem Wartenden nicht aus den Sinnen. Schließlich ließ sich sogar Blumenthal überreden, eine Vorstellung im Gedankenlesen zu geben, was er bis dahin verweigert hatte, weil er stets dadurch in eine schwere Krankheit gefallen war.

Da nun aber in der Welt alles ein Ende hat, kam auch für Heinrich die befreiende Nachricht, daß die Jury sich die Ehre gebe, die Annahme des Bildes ergebenst mitzuteilen.

Es gab in ganz Paris keinen glücklicheren Menschen als den Ostpreußen Heinrich Stiemer.

Er stolzierte herum wie ein Geck. Einen richtigen Pariser Anzug wollte er sich anschaffen. Vor allen Läden blieb er stehen, um vielleicht Einkäufe zu machen; aber vor den Fleischerläden hielt er am längsten an; die Farbenpracht der Kinderviertel bewundernd, dachte er nun, wieder derartige Studien malen zu wollen, wie in der Anfangszeit in Königsberg. Er fletschte die Zähne noch mehr, wenn er grinsend die Sticheleien seiner ahnungslosen Freunde über rohe Freßgier über sich ergehen ließ.

Er dachte sich sein Teil und ließ seine Freunde ruhig weiterulken.

Jeder Spiegel an den Mauern der Häuser, jedes Schau- fenster zeigte ihm seine eigene schwere Gestalt in ganz an- derem Glanze.

So sieht also ein Mensch aus auf der ersten Staffel seines Ruhmes, sagte er zu sich selbst. Den Hochegrosse wollte er schon einholen, das machte ihm keinen Kummer mehr.

*

Dem Firnistag zu Ehren hatte Petrus den Himmel von allen Wolken freigelegt, so daß er in klarem Blau auf das Gewürm dieser Erde, das seinen Lebensweg ruhig weiter- krabbelte, mitleidig lächelnd heruntersah und überall hellen Frühjahrs Sonnenschein verbreitete.

Auf den Champs Elysées waren über Nacht aus den klebrigen dicken Knospen der Kastanien Blätter mit samt den Blüten herausgeplatzt; an den Gesträuchen sprießten zarte grüne Blättchen hervor; die Natur arbeitete mit aller Macht an ihrem Frühlingsgewande.

Heinrich betrat mit gewichtigen Schritten die Treppe, die zu den Ausstellungssälen führte; oben angelangt; hielt er Umschau. Rahmen an Rahmen, oft von unheimlicher Größe, hingen dicht aneinander. Himmelhohe Leitern, auf denen Arbeiter in schwindelnder Höhe an den Decken noch Bilder befestigten.

„Die armen Kerls, die da oben hängen“, dachte Heinrich.

Zwischen Blusenmännern, die Bilder firnißten, wandelten Herren und Damen. Vor einzelnen Gemälden wurde heftig disputiert. So wenig Blick er für Toiletten hatte, so konnte er doch sehen, daß die Mode eine andere während des Frühjahrs geworden war. Der Cul war fort und die Kleider hingen lose um den Körper; schier nackt erschienen ihm diese Frauen, weil während des Gehens die Oberschenkel sich deutlich in den Kleidern modellierten. Alle diese Gruppen der Besucher waren von Staub umwirbelt, da die energische Reinigung zuerst morgen für den offiziellen Eröffnungstag vorgenommen werden sollte.

Dann machte er sich auf die Suche nach seinem Bilde. Er sah ringsum auf die Cimaise, ob es vielleicht schon in diesem Saale hing; dann durchwandelte er einen nach dem andern. Sie schienen unzählige zu sein. Mancher Mitschüler suchte ebenfalls. Jourdan kam zu ihm heran und fragte mit eigentümlichem Ausdruck:

„As-tu vu déjà ta machine?“

Auf seine Verneinung ging er wieder komisch lächelnd fort.

Endlich schien er im letzten Saal zu sein. Und immer noch hatte er nicht gefunden. Dann machte er die Runde zurück und musterte auch schon die höher hängenden Bilder.

Der Schweizer Mauerbrecher traf ihn, und dieser, schon gewichtigter, erklärte, daß die Säle nach dem Alphabet geordnet wären und sein Saal nach dem Ausgange zu liegen mußte.

Ein ganz großer Saal beherbergte Bilder für „S“ und

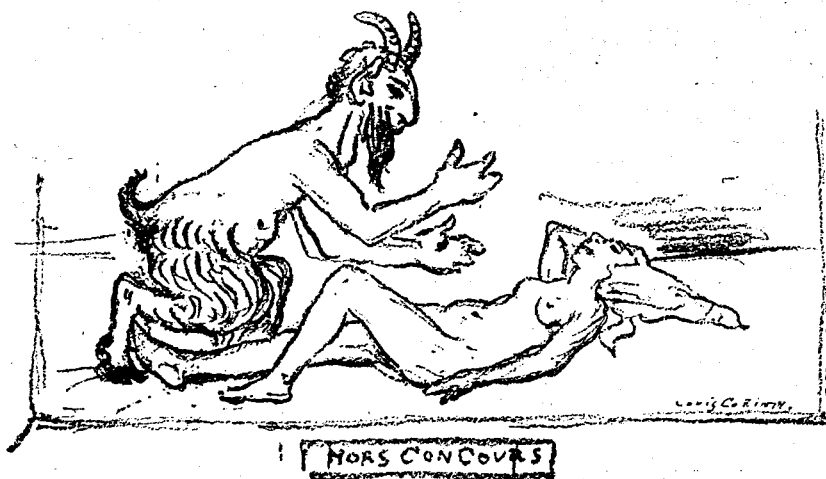
„A“. Hier mußte es sein. Dem Ostpreußen schlug das Herz bis zum Halße.

Mauerbrecher bekam einen Ruck in seinem ganzen Körper. Mit weit hintenüber gebogenem Kopf zeigte er wortlos ganz hoch empor.

„Donnerwetter nochmal! Donnerwetter!“ fluchte Heinrich.

Ganz oben an der Decke, klein wie eine Briefmarke, hing sein Bild. Unter ihm ein Riesenschinken, ein sechsstöckiges Haus in voller Lebensgröße darstellend, an dem noch gearbeitet wird auf Gerüsten und eisernen Schienen: „Le travail“ von Koll.

Er wiederholte nur immer mechanisch den vorigen Fluch und stand ratlos da.



Carl Strathmann



in Original in unserer Zeit ist er. Sein Talent eine vom Himmel gefallene Gabe, die es ihm nicht der Mühe wert gewesen sein würde vom Wege aufzuheben, wäre sie ihm nicht direkt in den Schoß gefallen.

Das Trägheitsgesetz ist in diesem Künstler in großem Maße ausgebildet, und so ist es auch nur zu erklären, daß Strathmann in seinem Beharrungsvermögen sich in die ornamentalen Muster seiner Bilder bis in die kleinsten Details hinein versenkt und in diese Details immer noch neue Motive hineinzukomponieren sucht.

Ebenso spielt die Gewohnheit in seinem Privatleben eine Rolle: Seit Jahren macht er jeden Abend nach des Tages Last und Mühe denselben Weg aus seinem Atelier in die Stammkneipe, die in einem engen Gäßchen an dem ehemaligen Augustinerkloster in München liegt. Hier sitzt er bis

in die späte Nacht hinein in einer Gesellschaft von Ofenhändlern, reichgewordenen Maurermeistern bis hinauf zu den jetzt verstorbenen genialischen Sonderlingen, den Malern Stäbli und Schwabenmaier.

In das süddeutsche weiche Wortgetön fährt dann plötzlich die scharfe, etwas schleppende Stimme Strathmanns dazwischen und mit immer demselben Lacherfolg trägt er immer dieselben Couplets und Gedichte vor. Abende, wo Strathmann der Stammkneipe fernblieb, gab es wenige; eigentlich nur, wenn Atelierfeste bei ihm oder bei seinen Freunden gefeiert wurden.

In seinem Atelier hatten derartige Feste einen rein colibataren Charakter. Für das Amüsement seiner Gäste sorgte er ganz allein durch Vortrag seiner Lieder.

Noch heute klingt mir das berühmte Fusellied in die Ohren:

— — — — Fusel
Die ganze Nacht in eenem Dufel“

Anders ging es zu bei unserm Freund Friße. Hier bedienten bei solchen Festen weibliche Modelle mit und ohne Kostüm.

Ein findiger Wirt hatte in den Bodenraum seines Hauses unter dem Dachstuhl einige Atelierfenster einsetzen lassen und hatte diese grob eingetheilten Räume als Atelierwohnung an unsern Friße vermietet. Der machte sich durch Einziehen von Rupsenwänden, die er als Wände von Bauernzimmern täuschend bemalte mit Nischen und Blumenaußsätzen, viele

höchst gemütliche Zimmer zurecht. Da war in einer Stube ein Schießstand, wo mit Zimmerstutzen nach der Scheibe geschossen wurde; in andern wurde gesungen oder Tarok gespielt. Aber in seinem Atelier — dem Hauptraum — thronte Frixe selbst auf dem Kanapee. Schwerhörig wie er war, schrie er in seinem sächsischen Dialekt dem Nachbar zur rechten — an seine linke Seite hatte sich die kleine Hedwig geschmiegt — nur immer das eine Wort ins Ohr: „Künstler-labben!“

In der Mitte dieses Ateliers prangte in schwerem Goldrahmen sein größtes Bild: Junge Bauern und Bäuerinnen in Tiroler Kostüm begrüßen auf der Plattform eines Waggons III. Klasse mit Hutschwanken und Jodeln den jeweiligen Beschauer des Bildes. Er hatte den sinnigen Titel erfunden: „Zuhuhu!“ Strathmann nannte es aber, weil es unverkäuflich blieb: „Das Eisenbahnunglück.“

Jedoch wollen wir Strathmann von nun an lieber bei seinem künstlerischen Arbeiten auffuchen.

Mit den Modellen, die doch den anderen Malern ein unentbehrliches Mittel zur Vollendung ihrer Bilder sind, lebt er in fortwährendem Kampfe, den er aber bald wieder aufgibt. Nach einem Versuch, dieselben sich dienstbar zu machen, und das Vergebliche seines Bemühens einsehend, setzt er sie Knall und Fall an die Luft.

So war es, als er sein größtes Bild und eins seiner besten, die Calambo, schuf. Das Weib sollte in vollständiger Nacktheit auf dem Ruhebetto träumen, zu Häupten die Harfe.

Ein Modell wurde genommen und jedem, der es hören wollte, theilte Strathmann mit, daß er jetzt Dürer und Holbein an Wichtigkeit der Formen überbieten werde. Bald aber wurde das Modell heimgeschickt und allmählich deckte er die Nacktheit seiner Salambo immer mehr mit Teppichen und phantastischen Gewändern seiner Erfindung zu und zwar so, daß am Schluß nur ein mystisches Profil und die Finger einer Hand aus einem Wust von ornamentgezierten Stoffen hervorsahen.

Strathmann ist jetzt ungefähr in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre, ganz genau wird er es selbst nicht sagen können, und kämpft seinen Kampf gegen die Windmühlen, die in seinem Fall die Gunst des Publikums bedeuten, unentwegt weiter. Nur wenige wissen seine Werke zu schätzen und Besitzer Strathmannscher Bilder sind daher an den Fingern herzuzählen: Da ist die Galerie in Weimar, die das Glück hat, Eigentümerin der Salambo zu sein, in München der Gründer der Neuesten Nachrichten, Herr Knorr, ferner der Herausgeber der Kunst für Alle, Direktor Schwarz, der Maler Schlittgen. In Potsdam Rumpf, dann noch einige Kenner am Rhein und an der Donau und in Hamburg.

Sein Studiengang war natürlich auch anders geartet als gewöhnlich. Die Akademie seiner Geburtsstadt Düsseldorf besuchte er zuerst; getan, wenigstens nach dem Sinne der Herren Professoren, hat er aber so gut wie nichts.

Es liegt mir aus dieser Zeit gerade ein Blatt vor Augen: Ein von ihm aus dem Kopf gezeichnetes Porträt des

Lh. Lh. Heine, mit dem er in diesen Jahren befreundet war. Die Ähnlichkeit ist, trotzdem doch über ein Jahrzehnt darüber hinweggegangen, eine frappierende, aber doch herrscht in dieser realistisch gehaltenen Zeichnung ein grotesker Zug vor, der später mehr und mehr zu seiner persönlichen Note wird.

Nach Konflikten mit den Lehrern der Anstalt, die ihn vergeblich in das gewohnte Drillsystem hineinpressen wollten, siedelte er nach Weimar über, wo Graf Kalkreuth viele junge Talente an sich zog.

In München, wohin er ging, als Kalkreuth seine Stellung an der Weimarer Kunstschule aufgab, fing er dann allen Ernstes ein Bild an. Es sollte nach der damaligen Mode, — denn seit der großen Ausstellung vom Jahre 1883 war Bastien Lepage durch sein Bild: „Der Bettler“ der liebe Gott der Münchner Maler geworden, — realistisch und plein air sein.

„Das Billet doux.“ Die Frau am Arm ihres Ehemannes steckt dem Liebhaber einen Brief zu. Es ist in grauen Tönen gehalten und auch soviel wie möglich nach dem Modell gearbeitet, aber über das Ganze weht schon Strathmannscher Geist. Das Gitter des schmiedeeisernen Zaunes zum Beispiel windet sich in den verschörkeltsten Spiralen.

Von da ab entstanden Aquarelle. — Gigerl, Clowns, Drachentöter, Waschweiber ergözen den Beschauer durch ihre groteske Komik, der ich nur den verwandten Humor eines Sterne in seinem unsterblichen Tristram Shandy an die Seite stellen kann.

Diese Bilder wirkten so allgemein, daß schon zu jener Zeit auf dem Oktoberfest diese Karikaturen wieder karikiert an manchen Buden zu sehen waren. Auch Illustratoren schlachteten seine Art genügend aus und machten verlüßt und verdünnt — wie es immer ist — bessere Geschäfte als er mit seinen Originalen.

Im Jahre 1894 arbeitete er an der Salambo.

Das biedere Künstlervölkchen Münchens tuschelte sich darüber allerlei Merkwürdiges in die Ohren: Er sollte das Bild zur Nachtzeit malen. Spät wenn er die Tafelrunde verlassen und nicht mehr ganz normal sein Atelier gefunden, sollte er, in der Linken einen Lichtstumpf, all die traumhaften Blumen und Muster, die ihm eine erhitzte Phantasie vorgaukelt, auf die Leinwand bannen.

Überall auf diesem Bilde blitzen wirkliche farbige Steine hervor, namentlich die Harfe glitzert von falschen Edelsteinen, die er mit bewundernswertem Raffinement auf die Leinwand zu kleben oder hinaufzunähen weiß.

Strathmann, der einer der ungewandtesten zu sein scheint, ist Meister in praktischen Handhabungen. Gleich dem besten Buchbinder klebt er Kartons — seine Aquarelle sind oft aus mehreren Stücken zusammengesetzt — oder spaltet die dünnsten Pappendeckel, wenn sie auf beiden Seiten bemalt sind, auseinander, so daß jedes Bild einzeln da ist. Der komplizierte Bau einer Lokomotive ist ihm ebenso bekannt wie die Konstruktion einer Trommel aus der Revolutionszeit.

Hatte er mit seinen Aquarellen ein Jahr vorher überall die höchsten Triumphe gefeiert, so lernte er jetzt die Unbeständigkeit des Glückes kennen. Kurzsichtige Engherzigkeit und kunstpolitische Dickköpfigkeit bewirkten, daß diese Salambo nicht einmal im Kunstverein, wo doch jede Dilettantin ihren Schund an der Wand hat, ausgestellt wurde. Dieser Refus war um so merkwürdiger, als sogar zwei Sezessionisten in die Jury gewählt waren, die die Stagnation sozusagen wieder in Fluß bringen sollten.

Die partikularistische Tendenz der jeweiligen Jury hat von da ab viele seiner Sachen auch von den großen Ausstellungen ferngehalten mit der Begründung: Strathmanns Arbeiten wären kunstgewerblicher Natur.

Zu gleicher Zeit mit der Salambo entstand auch sein liebenswertestes Bild: Jbykus, der Götterfreund.

Es ist nicht unbeeinflusst von den Japanern. Fliegende vergoldete Kraniche nehmen die obere Hälfte des Bildes ein. Ihnen streckt Jbykus eine Hand grüßend entgegen; um das Haupt hat er einen goldenen Heiligenschein, und reiche Kleider umgeben seinen Körper, eine reiche Vegetation von nicht existierenden Pflanzen und Bäumen bedeckt den übrigen Teil des Bildes.

Ich persönlich stehe nicht an, dieses Bild mit zu den besten Arbeiten unserer Zeit zu zählen.

So entstand Werk um Werk, das Publikum aber zog sich vollständig vor ihm in sein dunkles Schneckenhaus zurück, und selten fiel auf seine Künstlerbahn ein Sonnenstrahl. Aber

nichts hat ihn zum Schwanken gebracht. Mit dem Fanatismus des Märtyrers ringt er und hofft er.

Wie ich schon oben angedeutet habe, ist seine Komik fern von dem platten Witzeln nach Publikumsgeschmack; er hat auch nichts vom göttlichen melancholischen Humor des Don Quixote. Ein verwandter grotesker, burlesker Zug findet sich in den verschrobeneren schnurrigen Helden der englischen Schriftsteller; auch die verzerrte Lustigkeit der Produktionen von Clowns spiegelt sich in seinen Bildern wider. Dieses spezifisch Englische hat Strathmann von seiner Mutter geerbt, die eine Landsmännin des großen Lorenz Sterne war.

Von seinen zahlreichen übrigen Bildern mögen noch hervorgehoben werden:

Faun und Schlange. Ein Werk von ganz persönlichem Gepräge.

Eine betende Maria, ferner:

Musikanten im Schnee.

Dieses volkstümliche Motiv wird bei ihm zu einem grössten Monumentalbild. Die Silhouetten haben etwas Gespenstisches und doch sind es wieder arme, leibhaftige, sorgende Wesen, nur mit den Augen eines eigenartigen Künstlers erfasst.

Die Stimmung des nasskalten Wintertages ist ausgezeichnet getroffen. Dichter Schnee rieselt aus trübem Himmel auf die Wanderer nieder. Er bleibt auf den Kleidern haften oder fällt als weisser Teppich auf die Erde.

So waten sie dahin längs einem verfallenen Bretterzaun, bis zu den Knöcheln in den weichen Boden versinkend.

Onkel Toby und sein Korporal Trim würden einander an Liebenswürdigkeit überboten haben, um diese Obdachlosen in ihr gastliches Haus aufzunehmen.

Auf ganz eigenartige Weise hat Strathmann den Schnee gemalt: Flocke an Flocke setzte er mit beispielloser Geduld — und selbst da, wo der Schnee stärker liegenbleibt, wie in den Falten der Anzüge und auf den Schultern, sind die Lupfen auch vielfacher aufeinandergehäuft, so daß der Maler den Eindruck des ausliegenden Schnees tatsächlich erreicht hat, aber doch auch wieder der Phantasie allerlei krause Stükmuster durch den Gang der weißen Flächen vorzaubert.

- Eine der Zierden der letzten Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession war sein fast drei Meter langes Aquarell „der Krönungszug“.

Eine Reihe der sonderbarsten Ritter und Pagen, in ihrer Mitte der gekrönte Herrscher in einem Kostüm, reich, geschmackvoll und schrullenhaft zu gleicher Zeit.

Durch seine schöne große Farbenwirkung in die Ferne erregt dieses Bild Strathmanns zuerst die Aufmerksamkeit des Beschauers. Dann aber wandelt sich diese Aufmerksamkeit in bewunderndes Erstaunen, wenn in der Nähe betrachtet die reizvolle Ornamentik auf Rüstungen und Gewändern, die fleißige Durchführung der Blumen und Gräser zur Geltung kommt.

Reichhaltige Muster für Tapeten, Menus und Buchzeichen vervollständigen den Rahmen seines Schaffens.

Daß in seiner Kunst vieles, manchmal sehr vieles tadelnswert erscheint, ist selbstverständlich; erscheint doch der am meisten mit Fehlern behaftet, der seiner Mitwelt um einige Nasenlängen voraus ist, und glaubt doch jeder Laie, sein Kunstverständnis damit dokumentieren zu können, wenn er recht viele scheinbare Fehler an das Tageslicht zerren kann.

Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Strathmanns Kunst aus der Masse der heutigen Bilderproduktion als ein Merkstein hervorragt; immer sichtbarer wird sein Wert emporsteigen, nachdem das Mittelmäßige der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen sein wird. Emile Zola sagt an einer Stelle in seinen Aufsätzen über die Malerei: „Es gibt eine ewige Wahrheit, die mich in der Kritik aufrecht hält: daß die Temperamente allein leben und die Zeitalter beherrschen.“

Ein Temperament, eine Individualität ist Strathmann gewiß. Mag er noch ringen, der Kampf ist ja der Reiz des Lebens und nichts ist dem sterblichen Menschen verderblicher, als wenn ihn Fortuna bereits am Anfang seiner Laufbahn mit Gaben überschüttet, mit Gold und dem Lorbeer.

Wie vielen sind diese Geschenke zur Fessel geworden! Wie viele haben sie gleich Bleigewichten umklammert und ihre aufstrebenden Ideale in den Sand des tyrannischen Modegeschmacks herabgezogen!

Mancher flucht diesem falschen Glück, sobald er aus der Mode gekommen. Bei lebendigem Leibe ein toter Mann.

Doch das Ringen und Zwingen des widerstrebenden Geschickes stählt die Kraft; der Glaube an sich selbst richtet den Müden immer wieder auf und am Ende des Kampfes winkt ihm eine schönere Krone: Sich selbst treu geblieben zu sein. Der stolze (alte) Wahlspruch von Félicien Rops in bezug auf Bewunderung war: „J'en ai besoin de peu — J'en ai besoin d'Un; — j'en ai besoin de Pas Un.“



Thomas Theodor Heine
und Münchens Künstlerleben am Ende des
vorigen Jahrhunderts



ohl kein Künstler ist unter
unsern gebildeten Volksschich-
ten allgemeiner bekannt wie
Thomas Theodor Heine. Man
kann sagen: Sein Monogramm
kennt fast jedes Kind.

Geliebt ist er wenig, desto
mehr gefürchtet und weil er nicht vor dem Allerheiligsten,
das ein jeder besitzt, haltmacht, sondern auch hier grausam
an unser Herz faßt, von vielen bitterlich gehaßt.

Als Heine Mitte der achtziger Jahre von Düsseldorf nach
München übersiedelte, stand diese Stadt als Kunstzentrale des
ganzes deutschen Reiches auf ihrem Höhepunkt. Kunstjünger
aus aller Herren Länder waren hier zusammengeströmt;
wenn sie auch äußerlich durch ihre Rassen voneinander ver-
schieden waren, so hatte sie doch seelisch ein gemeinschaftliches
Band umschlungen, das teils aus demselben Streben nach den
höchsten Zielen der Kunst — freilich wie sie jeder für sich
verstand — und teils durch das gemütliche ungenierte Leben,
das hier möglich ist, gewebt war.

Heine aber blieb ein Fremder; sein Sarkasmus und beißender
Witz kennzeichnete ihn schon damals; seine Äußerungen wurden
fleißig kolportiert, aber erweckten ihm auch viele Feinde.

Kunstpolitisch waren die Münchner Maler, Bildhauer und
Architekten zu einer Münchner Künstler-Genossenschaft ver-
einigt. Alle vier Jahre arrangierte diese Gesellschaft eine

große internationale Ausstellung im Glaspalast. Je nachdem eine Arbeit auf diesen Internationalen als die hervorragendste angesehen wurde, bestimmte sie die Mode, und für die nächsten vier Jahre malte sich ein jeder in dieser Art satt. So bestimmte durch die Ausstellung von Anno 83 der „Bettler“ des Bastien Lepage die Art und Weise der Münchner Kunst, bis wieder im Jahr 87 andere Ideale auftauchten.

Gesellschaftlich hatten sich nebst den Stammtischen in den verschiedensten Gastwirthschaften hauptsächlich zwei Vereine gebildet:

Die „gesellige Vereinigung“, von den Malern kurz das Spital genannt: ein Anhängsel der großen Genossenschaft und die Mlotria, wo Lenbach thronte, umringt von seinen Adjutanten und dem eignen Vereinsdichter Gustav Schwabensmaier. Die Mlotrianer bildeten sich schon lediglich durch ihre Mitgliedschaft ein, etwas Höheres zu sein als jeder andere Sterbliche. Dieses Vorrecht wurde auch stillschweigend von den übrigen anerkannt.

Dachau und Heimhausen, Ortschaften in der Nähe Münchens, lieferten seit Jahren den Malern Anregungen für ihre impressionistischen Motive; Enthusiasten pfl egten diese Stätten das bayrische Barbizon und Fontainebleau zu nennen. Das Freundespaar Dill und Hölzel aber übersezte diese biedere deutsche Gegend sogar bis heute in das Schottische. Das war durch die Internationale von 87 gekommen, wo die Schotten es den Münchnern angetan hatten. Von da ab „schottenhammelte“ alles, wie man wigelte.

Die rammsnasigen geschnittenen Pferde des beliebten Lehrers Diez und seine famosen Stegreifreiter wurden in elegische Schimmel und augenverdrehende fromme Rittersleute umgeändert; so entstand etwa ein heiliger Georg. Oder die harte blaue Luft des bayrischen Gebirgsplateaus bekam auf den Bildern das bewußte tiefe Blau mit hängenden gelben Wolken, wie man auf den Arbeiten der Schotten gesehen hatte. Die Modelle, welche so lange auf das fröhliche Lachen und den drastischen Habitus von kneipenden Wilderern oder auf das verschämte, aber vielversprechende Lächeln eines Tiroler Mad'ls, etwa Kathis oder Zenz'ls eingedrillt waren, mußten sich zu rhythmischen großen Bewegungen und Gesten verstehen.

Diese Moden wurden von Heine ignoriert. Er hielt sich mehr an die französischen Impressionisten, die er vielleicht in Düsseldorf kennen gelernt hatte. Den Münchnern nämlich waren die Original-Künstler zu jener Zeit durch den vergötterten Bastien Lepage nur aus zweiter Hand bekannt, denn dieser hat sie auf seinen Bildern versüßlicht und dem Publikum mundgerecht gemacht.

Heine malte Menschen bei ihren Beschäftigungen im Freien oder in Innenräumen.

Was er aber auch malen mochte: eines fiel sofort auf: seine Arbeiten zeichneten sich stets durch eine Fertigkeit im künstlerischen Sinne aus, die nicht vollendeter gedacht werden kann. Kein Lasten noch Suchen, welches die Jugendwerke berühmter Künstler so rührend macht.

Wir hatten zufällig Gelegenheit, in der letzten Künstlerbunds-Ausstellung in Berlin diese Erfahrung zu machen: Da war ein kleines Interieur von ihm aus dem Jahr 1887. Uhde hätte es nicht in seiner glänzendsten Zeit vollendeter machen können.

Auch andere Bilder aus diesen Zeiten beweisen daselbe.

Das raschfließende Wasser der Amper bei Dachau mit den Spiralspiegelungen der Weidenbäume und dem scharfen Grün des Ufers hat niemand richtiger dargestellt als er in seinem „Angler“.

Das Porträt eines jungen Malers mit Pudel in sonnigem Garten ist von einer Bravour, daß es sich nur durch eine delikaterere und fast feminine Behandlung, die übrigens bei seinen sämtlichen Werken charakteristisch ist und daher wohl eine angeborene Eigenschaft ist — von den stärkeren Bildnissen derselben Art des Manet unterscheidet. Auch kommt in diesem Werke seine persiflierende Eigenschaft bereits zum Ausdruck durch die eigentümliche Kopfbedeckung und Handstellung, die er seinem Opfer gegeben hat.

Intelligenz und virtuosos Talent halten sich bei ihm die Wage: Er kann alles, was er will.

Andre Künstler bringen ein ganzes Leben hin mit mühevолlem Ringen nach Vollendung in derselben Gattung. Was hat Rembrandt gekämpft, um die Lichtwirkung bis zur äußersten Höhe zu gestalten: welche kolossale Distanz ist zwischen seiner ersten Anatomie im Haag und seinem magistralen Fragment desselben Motivs im Museum von Amsterdam

oder den Bildnissen des Frans Hals aus seiner frühen Zeit und seinen beiden letzten in Haarlem. Ich glaube behaupten zu können, daß sich in solchem Streben und Ringen ein wärmeres Herz dokumentiert, was in der Kunst als Genie bezeichnet wird.

Ihm ist diese Art nicht gegeben und so führte ihn seine große Begabung, in welcher der Verstand überwiegt, neuen Bahnen zu. Alles, was ihn jetzt an seine erste Manier erinnerte, nannte er kurzweg Pakerie oder im besten Fall eine gute Anlage.

Die Japaner und die Meister der Gotik regten ihn an, die absolute Form und reine Linie zu kultivieren. Er emanzipierte sich von der Ölfarbe und bevorzugt von nun an farbige Stifte und trockenwirkende Farben. Seine weiblichen Figuren werden dünn und lang, im Sinne des Botticelli und der englischen Präraffaeliten mit einem perversten Stich an Beardsley gemahnend.

Zuerst zeigte sich sein neue Auffassung in den Illustrationen, die er den fliegenden Blättern lieferte. Dieses bürgerliche Witzblatt war noch immer die Alleinherrscherin unter gleichem Genre und Heine fiel aus diesem das Gefühl der Abonnenten hochschätzenden Unternehmen sonderbar heraus. Ob er von den Verlegern lange Zeit beschäftigt worden wäre, ist wohl sehr zweifelhaft, aber die Zeit genügte, um ihn für sein späteres so bekanntes Wirken vormerken zu lassen.

Sein erstes Gemälde aus dieser neuen Epoche ist „Die

Exekution": Ein junger gekleideter Mann wird von einer dünnen Frauenfigur an Rosenketten über einen Steg geleitet, welcher zu einem im Wasser liegenden kahnartigen Schafott führt. Im Vordergrund bis zum Horizont ist das Wasser mit schwimmenden gradhalsigen Schwänen von schwarzer Farbe angefüllt.

Dieses ist der Inhalt des Bildes, aber seine grotesk komische und zugleich diabolische Wirkung kann nicht beschrieben, sondern nur von Angesicht zu Angesicht gewonnen werden. Ein Werk, das auch den Kaiser zu einem lauten Lachen zwang, als er im Jahr 93 vor der Eröffnung noch während des Hängens die Ausstellung am Lehrter Bahnhof in Berlin besichtigte. In dieser Ausstellung war nämlich die Münchner Sezession, zu der ich später kommen werde, zum erstenmal vertreten und „Die Exekution“ einer ihrer Schlager.

Aber nicht allein Heine, auch die andern Münchner sehnten sich nach Veränderung. Die Leidenschaft für die Schotten war im Schwinden. Man sah sich bis auf das Freundespaar in Dachau, das, wie oben gesagt, heute noch weiter „schottelt“, nach anderen Vorbildern um; auch traten einige Jüngere wie Studt u. a. durch ihre talentvollen Arbeiten in den Vordergrund des künstlerischen Interesses.

Es lag etwas in der Luft: „man steckt die Köpfe zusammen und ruft Hum!“

Man will zwischen den alle vier Jahre wiederkehrenden internationalen Kunstausstellungen solche einführen, die national und jedes Jahr wiederkehrend sein sollen.

Zwar schüttelten einige im Spital, die lieber am Kneipisch als an der Staffelei saßen, ihr schweres Haupt; aber das Feuer der Jüngeren, unterstützt durch die Beredsamkeit des alten Akademieprofessors Lindenschmidt, schlug alle Bedenkllichkeiten zu Boden und so wurde der Gedanke zur Tat: Man hatte wie in Paris eine alljährliche Kunstausstellung.

Das erste derartige Unternehmen fiel, glaube ich, in das Jahr 1889 oder 90.

Lindenschmidt, der sich als Schöpfer dieser Ausstellung fühlte, wollte auch durch ein Bild sein Zusammengehören mit den Jungen bezeugen.

Er stellte ein Kolossalbild aus, „Arm und reich“ betitelt; eigentlich sollte es aber den Sieg der hellen Farben über die dunkeln bräunlichen allegorisch verherrlichen: Hellgekleidetes junges Volk ergötzt sich an Spiel und Tanz in einem sonnen-durchglühten Garten, während rechts an einem niedrigen Zaun entlang ein asphalttriefender Weg sich hinzieht, auf dem ein armes Weib in dunkeln Gewändern, auf dem Haupt ein Reisigbündel, an der Hand ein zerlumptes Kind, müde hinschreitet.

Dieses Bild erntete aber nur höhnisches Grinsen anstatt des erhofften Erfolges und ist still in den Dufus gesunken, aus dem ich es auf kurze Zeit herausholte, um die damalige Situation besser zu beleuchten.

Daß diese Neuerung andere im Gefolge haben mußte, war keinem Helfsehenden verborgen. Durch die Möglichkeit

des jährlichen Ausstellens wurde die Schaffenslust der Strebenden fortwährend in Atem gehalten. Folgerichtig kamen diese arbeitenden Künstler obenauf und eigneten sich in vielen Fällen die Führung an zum Arger derer, die jetzt immer noch wie früher gewohnt waren, nur so viel mühselig zusammenzufitschen, wie sie zu ihrer Lebensnotdurft brauchten; denn bezahlt wurden ihre Machwerke und zwar meistens im Kunstverein, von dem sie gleich Pensionären regelmäßig ihre Ration erhielten.

Von diesem Kunstproletariat gab es und gibt es aber in München und Berlin eine schwere Menge. Vermöge ihrer minderwertigen Potenz waren sie auf den Ausstellungen entweder sehr schlecht oder gar nicht vertreten, aber kraft ihrer Zugehörigkeit zu der Genossenschaft hatten sie dieselbe Stimmberechtigung wie die ernst Arbeitenden.

Beschwerden über strenge Jury, die Mißtrauensvoten sehr ähnlich sahen, blieben, von dieser impotenten Majorität geführt, nicht aus. v. Uhde, welcher an der Spitze der Jury von 92 war, faßte derartige Intrigen als persönliche Beleidigungen auf, dazu kamen Zwistigkeiten wie bei jeder richtigen Revolution finanzieller Art, auch Feindseligkeiten zwischen der Korporation und ihrem damals allmächtigen Geschäftsführer Rat Paulus; und die Parteien stießen bei der im Oktober zusammengerufenen Generalversammlung so stark aufeinander, daß ein weiteres Zusammengehen ausgeschlossen war. Das Endergebnis war, daß die Revolutionspartei erklärte, kein Teil oder Erbe an der Genossenschaft

haben zu wollen. „Jung-München sammle sich zu seinen Zelten.“ Den nächsten Tag ging man an die Gründung einer neuen Vereinigung, die von da ab als Münchner Sezession genug in der Welt von sich reden gemacht hat.

Einen ähnlichen Krach, wie den, welchen diese Gründung mit sich brachte, hat es in München nie gegeben:

Der bayrische Hof, voran der Prinzregent, hielt es mit der alten Partei und war genau so böse auf die Abtrünnigen, wie der preußische Hof und der Kaiser auf die Berliner Sezession noch heute ist. Ein Jahr lang vermied der Prinzregent Atelierbesuche bei den Neuerern.

Aber noch größere Umwälzungen entstanden unter dem Künstlervölkchen selbst.

Zwanzigjährige Freundschaften, wo man seine letzte Halbe Bier im Notfalle miteinander geteilt hätte, lösten sich auf; an Spieltischen, wo jeder durch jahrelanges allabendliches Zusammenspielen genau wußte, welches Blatt er seinem Mann im Tarock oder Skat ausspielen mußte, sobald dieser abgewimmelt hatte, warf man sich die Karten an den Kopf und trennte sich auf Nimmerwiedersehen.

Es würde zu Weitläufigkeiten führen, wenn man all diese Unverträglichkeiten notieren sollte: wie Lenbach als pontifex maximus die dicksten Bannflüche auf die Mehrzahl seiner Altotrianer niedersausen ließ und andere tausend Sachen mehr.

Die Sezession blieb trotz all dieser Zerwürfnisse bestehen, wuchs und wurde ein Faktor, mit dem man in der Kunstwelt rechnen mußte.

Im Sommer 1893 arrangierte der neue Verein Ausstellungen in München und Berlin zu gleicher Zeit. Den Heiterkeitserfolg, welchen das Heinesche Bild „Die Exekution“ allerhöchsten Orts in Berlin verursachte, habe ich oben bereits geschildert.

Was und ob Heine in München in der Sezession ausstellte, ist mir entfallen. Es lag ihm wohl nicht daran, dort vertreten zu sein. War er doch auch einer der ersten, welcher bereits das nächste Jahr aus der Gesellschaft ausschied und sich ganz auf eigne Füße stellte. Er wollte überhaupt nicht mehr ausstellen. Wenn dieser Entschluß auch nicht so ernst zu nehmen war, so wurde er doch zur Wahrheit wenigstens für einige Jahre durch die Projektierung eines neuen Witzblattes, in dem er von dem Verleger als erste Kraft engagiert war. Genannt wurde dieses Blatt: *Simplicissimus*. Man hatte die französische illustrierte Wochenummer des *Gil-Blas* zum Muster genommen, aber auch zu gleicher Zeit neben dem allgemein Menschlichen, das dieses Blatt kultiviert, an eine politische Tendenz gedacht in sozialdemokratischem Sinne. Bald wurde aber von dieser ersten Anschauung Abstand genommen und die Geißelung aller Arten von Mißständen im heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation: in der Familie, in der Beamtenwelt und in der Diplomatie auf das Banner geschrieben.

Das von Heine gefertigte Plakat, welches an den Straßenecken in München das Erscheinen des *Simplicissimus* ankündigte, stellte eine zinnoberrote mächtige Bulldogge auf

schwarzem Grunde dar, die ihre Kette gesprengt hat. Das Urbild für dieses Ungeheuer war ein kleiner fetthalsiger und asthmatischer Mops, den Heine einige Zeit besaß. Das ist ein weiterer Beweis dafür, daß am mächtigsten wirkende Gegenstände oft den unansehnlichsten Modellen ihre Entstehung verdanken.

Von dieser ersten Arbeit an bis auf den heutigen Tag sind die unzähligen Zeichnungen Heines für den *Simplicissimus* das Salz und das Hirn dieses Blattes gewesen; selten hat ihm einer der übrigen Zeichner den Rang abgelassen, was um so bewundernswerter ist, da auch die andern Mitarbeiter dieser Zeitung auf höchster Kunststufe stehen. Liebermann nennt den *Simplicissimus* die letzte Blüte Münchner Kunstkultur.

Wie Heine mit seinen grausam wirkenden Karikaturen in der Welt anstieß und sich manchen Feind geschaffen hat, ist bekannt; sein Zusammenstoßen mit der Staatsobrigkeit wegen Beleidigung der Beamten, des Verstoßes gegen die Sittlichkeit und des *crimen laesae majestatis* wurde stets zu den interessantesten Feuilletonartikeln aller Tageszeitungen ausgenutzt. Phasen aus diesen Zeiten wären interessant genug, um eigenes Kapitel zu bilden, das aber mehr intim persönlicher Art werden würde und deshalb nicht hierher gehört.

Endlich nach jahrelanger Pause erschienen auch wieder Gemälde von ihm. Sie bildeten das Entzücken aller Beschauer, weil sie bei delikatester Technik zugleich als Motive interessierten:

„Wolken, die vorüberziehen“. Ein Liebespaar aus der Biedermeierzeit, das wohl zum erstenmal schmollend nach verschiedenen Richtungen blickt.

„Die Bestalin“ ist als Ausdruck perverser Sinnlichkeit wohl das Stärkste, was Heine je geschaffen hat.

Im vorigen Jahr war in der Künstlerbunds-Ausstellung außer dem bereits besprochenen Interieur von 1887 auch ein ganz neues Bild zu sehen: zwei kleine Mädchen mit weißem rosenbekränzten Lamm. Als Motiv könnte es wohl eine allegorische Verherrlichung der Unschuld bedeuten und dennoch, weil der ganze Heine dahintersteckt, ist es von ganz anderer Wirkung.

Interessant war es nun, diese beiden Werke, deren Entstehungszeit ungefähr achtzehn Jahre auseinanderlag, miteinander zu vergleichen: Das Interieur ganz auf Valeurs und Impression gestimmt, mit gespachtelter Farbe gemalt, dagegen das Neue mit glatter Farbfläche und zeichnerischer Behandlung nur auf Silhouettenwirkung berechnet. Wenn nun selbst bei schärfster Beobachtung beide Arbeiten kaum denselben Meister verraten, so haben sie doch den Charme und die Zartheit der Behandlung gemeinsam. Die Art, welche ich aus Mangel an einem mehr zutreffenden Ausdruck als feminin gekennzeichnet habe, wobei ich aber ausdrücklich erkläre, daß ich dieses Wort nicht als tadelnd angesehen wissen will.

Heine, in Leipzig geboren, steht an Jahren im Zenit seines Lebens; noch in den Dreißigern, hat er alles an Ehren

und Verdienst, was andere allmählich und mit Mühe dem Schicksal abringen, in hohem Maße erreicht. Die Flächenkunst verbirgt ihm keine Geheimnisse mehr, die es ihn locken würde, sich aneignen zu wollen; so ist er den Spuren Ringers gefolgt, der mit seiner ersten Beethovenskulptur die Konvenienz durchbrach, welche jedem Künstler nur ein bestimmtes Feld angewiesen haben wollte: Seine Teufelsbronze ist von einer Drolligkeit, die ganz sein Eigentum ist.

Seit Dezzennien ist ihm der Teufel zu seinem lieben Gott geworden, an dem er immer wieder neu herumodelt, um ihn sich nach seiner Form zu bilden. Kein Fanatiker kann das Bild des Gekreuzigten mehr im Herzen haben, als er sein Luzifersymbol. Im Simplificissimus, in seinen Bildern taucht dieser Dämon immer wieder neu auf. Jetzt in der Bronze scheint er ihn sich vollständig zur Genüge gestaltet zu haben. Dieser langleibige, kropfige Geselle mit schlendernden Armen und schlürfenden Beinen hat aus der Vergangenheit auf keine Verwandte hinzuweisen und weil er ein so ganz eigener Teufel ist, ist er auch ein vollständiges und ganzes Kunstwerk, durch das sein Schöpfer immer in der Menschheit leben bleiben wird, wenn seine Seele verdienstermaßen schon in der Hölle schmort.

Neben diesen echt künstlerischen Werken laufen eine Menge dekorativer Erzeugnisse, die vermöge ihres Geistes ebenfalls zum Besten gehören, das geleistet werden kann.

Unter seinen Plakaten ist wohl das für die Berliner Ge-

zession am meisten bekannt: ein Muse küßt die Stirn der widerstrebenden Berolina.

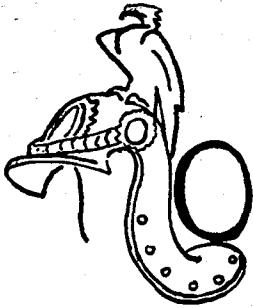
Der Buchdeckel zu Prévosts Demi-vierges ist als Beispiel unter den übrigen rühmend hervorzuheben.

Wanddekorationen hat er in Auftrag bekommen für den Bierpalast des Augustinerbräus in München.

Es gibt wohl keinen Kunstzweig, in dem er nicht tätig gewesen wäre, und so ist es gekommen, daß Thomas Theodor Heine trotz seiner echt künstlerischen Eigenart in die breiten Schichten des Publikums gedrungen ist und als eine der wichtigsten Personen für die Erziehung des Volkes genannt werden muß.



Olaf Gulbransson



laf Gulbransson war eine Akquisition des *Simplicissimus*, als diese Zeitung bereits einige Jahre existiert hatte.

Er ist ein Karikaturist von Gottes Gnaden. Als der Optimist unter den *Simplicissimus*leuten wäre er zu bezeichnen.

Kein Pferdefuß kommt unter seinen Hüllen zum Vorschein, womit er nach allen Seiten Tritte verteilte; nein! aus vollem Halse lachend über unsre komische Welt und deren Gehabe und Getue schwingt er die saufende Peitsche und trifft hin wie die Faust aufs Auge. Auch das Publikum, meine ich, hat er als Lacher auf seiner Seite, wenn er ihm diese köstlichen Spießbürgergrotesken und politischen Karikaturen aufstischt. Und gar, wenn er eine Persönlichkeit zeigt, nachdem er sie aller Würde entkleidet, und sie nackt und bloß in ihrer seelischen und geistigen Verfassung vor uns hinstellt. Manches möchte ich freilich drum geben, zu wissen, wie so ein Abkonterfeiter sein Spiegelbild selbst aufnehmen mag.

Welche wirklich herzliche Freude durchströmt wohlthuend jeden, der dieses Porträt von Siegfried Wagner anschaut; erklärende Worte über dieses Kunstwerk schreiben, wäre wohl gänzlich unangebracht.

Ein andres Blatt stellt den Dichter der „Weißen Liebe“,

Hollischer, dar; sein Kopf schwebt wie ein zitterndes Irrlicht über den dunklen Unfenteich dahin.

Wie zutreffend bringt Gulbransson die Züge seines Dichterkollegen Ludwig Thoma, der als Peter Schlemihl die Welt recht viel beschäftigt hat, zur Ansicht! Wie trefflich sind seine Rekonstruktionen des Jünglings und des Schulbuben Thoma, ja, bis in die Zeit zurück, wo er in die erste Windel gewickelt wurde. Sonst ist es üblich, denselben Kopf auf die zutreffenden Körperstadien zu setzen, aber Gulbransson verändert selbst den Kopf für diese Zeiträume, und man möchte schwören, daß Thoma zu den Zeiten entschieden so und nicht anders ausgesehen haben muß.

Die Illustrationen zu „Lante Frieda“ von Thoma sind ganz wunderbar. Wem geht da nicht das Herz auf, wenn er das Erdenwallen dieses Philistertums so geschildert findet.

Und dennoch fällt hier eines auf: Diese Menschen mit der hellen Iris und der stechenden Pupille, mit dem Kartoffelbauch, mit protestantischem Muckertum gefüllt, scheinen mir mehr Geschöpfe, die die Küsten der Ost- und Nordsee umwohnen, als Bajuwaren, die ihre Zelte um das Hofbräuhaus aufgeschlagen haben, mit Fettherz, warmen braunen Augen und pfeifendem Kropfhals.

Einen Begriff von den Illustrationen zu „Lante Frieda“ erhalten wir, wenn wir die „Hochzeit eines Brautpaares“ daraufhin ansehen. Beiden Leutchen ist, was sie in Zahlen und Titeln voneinander zu erwarten haben, wie auf die Stirn

geschrieben. Sie würden noch jetzt auseinandergehen, wenn ihr Rechenexempel in die Binsen zu gehen drohte: reine Rechenmaschinen, wie sie nur die kältere Zone zur Entwicklung bringen kann. Der Ober- und Niederbayer hat noch, nebst all seinen Spekulationen, ein gut Teil tierischer Sinnelust.

Ob ihm diese Typen geläufiger sind, weil er Skandinavien ist?

Dennoch, wenn ich diese Illustrationen sehe, möchte ich nicht die Typen anders wünschen; ich kenne nicht die Dichtungen unsres Schlemihl, aber ich möchte wohl denken, daß diese humoristischen Zeichnungen dem humorvollsten Text zur Ergänzung dienen.

Außer Thoma und den Vorhergenannten hat er noch andere Dichter porträtiert.

Wer kann ohne Schmunzeln der Bilder von Paul Hense — ganz Augen! — und von Max Halbe — ganz Fettfloß! — gedenken?

In jüngster Zeit, in seinen Schilderungen von Seelenwanderung, brachte er einen räudigen Pudel mit demselben schönen Augenpaar und der Unterschrift: „ich war Paul Hense“ in den *Simplicissimus*, und eine Fettgans, die von sich rühmt: ich war der Dichter der „Jugend“.

In verschiedenen Nummern des „*Simpels*“ ist seine Geschichte der Familie Huber verteilt. In diesen Zeichnungen wird in gleicher Art Dpfermut wie Egoismus bespöttelt. Einer dieses Stammes schlägt, seinem Landsmann Otto von

Wittelbach zu Gefallen, und wegen einer lumpigen Maß Freibier, mit seinem „Spezies in kurzer Wachs“ die ganze Schar Italiener tot, die den Barbarossa in Schach gehalten hatten. Einer der ältesten Huber wird Christ, weil der Missionar ihm seine kranke Sau gesund gemacht hat. Im Dreißigjährigen Krieg war aber dieser Glaube das einzige, was jenem zeitgenössischen Huber übrigblieb, als der Schwede ihm Haus und Hof geplündert hatte.

Die Studenten müssen ihm natürlich auch stillhalten; wie der Mulus — bei ihm als Kalb charakterisiert — zur Erkenntnis des Geschlechtstriebes gelangt, um dann als ruhiger Sittlichkeitsförderer zu enden.

Ein Couleurbruder, der von Mama und Schwesterlein an den brennenden Weihnachtsbaum geführt wird, ist von Alkohol überfüllt und — explodiert.

Viele seiner Zeichnungen sind als rein künstlerisch anzusehen und ein Witzwort ist nur pro forma von den Redakteuren des Blattes hinzugesetzt.

Da ist, zum Beispiel, eine Arbeit, wo ein Mann beschaulich auf einer Bank sitzt und sich des Sommertages freut; hier sind in Landschaft und Figur geradezu Thomasche (des Malers) Anklänge; nur einfacher gesehen, ohne die Prätention, „Deutsches Gemüt“ schildern zu wollen.

Eine andere Zeichnung zeigt zwei etwas degeneriert scheinende Zeitgenossen, die sich auf Fauteuils herumräkeln. Die Modelle für diese beiden Faulenzer sind wohl zwei Be-

kannte des Künstlers gewesen; der Ältere, der Kahlkopf, hat eine frappante Ähnlichkeit mit einem bekannten norwegischen Schriftsteller. Wie hat er hier auf Fleckenwirkung gesehen; wie gut ist alles gezeichnet; der Ausdruck der Hände ist bei Gulbransson immer vorzüglich. Ihre Bewegungsfähigkeit ist mit wenigen Strichen durchaus charakteristisch wiedergegeben; sehen wir uns daraufhin z. B. den Zaren an, der dem Gottvater vorprahlt, wieviel Unglück er in seinem Reich gestiftet hat; wie da die Finger gespreizt sind, wie drastisch er seine Zigarrenspitze hält.

Hier sind wir auf Gulbranssons politisches Gebiet gekommen; alles Verkehrte, was dort gesündigt wird, zieht er ebenso ins Lächerliche. Sehen wir uns die Erziehung des Schugmanns im Verkehr mit dem Publikum etwas näher an. Eine Gliederpuppe dient dem Lernbegierigen als Volksrepräsentant; auf diese sticht und haut er los nach Herzensfreude. Das Handabschlagen — wie es in Breslau vorgekommen ist — lernt er hier ebenso spielend wie das Schädelspalten und den Stich ins Herz. Im Mittelpunkt, um den diese Szenen komponiert sind, hat Gulbransson das Brustbild des Berliner Polizeidirektors als den Deus ex machina in liebevollster Ausführung angebracht.

Die Schindludereien, die unser Karikaturist mit dem Pod selig treibt; wie das Opfer als Husarenoberst auf einer Sau einhergaloppiert; wie er als Unbestechlicher interessiert, aber neutral den Geschäftchen Lippelskirch mit seiner Frau

beiwohnt. Bülow ist ihm ebenfalls ein fetter Wissen, und er hält auch nicht vor Höheren und noch Höheren mit seinen Wizeleien zurück; selbst sein eigener König Hakon entgeht ihm nicht; oder ist deshalb Gulbransson ein Schwede?

Sein Hauptgaudium aber hat er mit der heiligen Geistlichkeit beider Richtungen (der katholischen sowohl wie der protestantischen) und deren Zusammenschluß in Zentrum und Sittlichkeitsgenossenschaft.

Das Zentrum ist ihm unter anderem ein Koloss, das in mystischer Zauberstunde vom Nilpferd und Ochs gezeugt scheint. Alles, was der deutsche Michel gesät hat, frißt ihm dieses Tier auf.

„Hin muß das Viech werden!“ sagt sich der Michel und spuckt sich in die Hände; seinen schweren Hammer läßt er auf die Stirn des Vielfraßes runtersausen; der Heiligenschein verrückt zwar ein wenig, aber es frißt weiter. „Sapperment“ denkt sich der Michel und versucht den Hieb nochmals, aber schweißtriefend muß er die fruchtlose Arbeit aufgeben: das Viech frißt ruhig weiter.

Ein andres Mal ist ihm das Zentrum ein fetter Pfaffe, der sich durch hochfahrendes Benehmen die Armen (die Germania und die Kolonialsoldaten) vom Leibe hält.

Welch feine Unterschiede macht er zwischen dem katholischen und dem protestantischen Pfaffen, wenn beide sich zum Verderben eines Dritten verschworen haben und sich dabei gegenseitig ihre Schädel kaput hauen.

Die glorreichste Zeit des Simplicissimus war sein Kampf mit den Unsittlichkeitschnüfflern. Peter Schlemihl und Gulbransson waren dabei zwei wackere Streiter; so manchen Eber brachten sie bei dieser Sauhaß zur Strecke.

Dem Dichter kosteten seine frivolen Verse über die Flanellhosen im Pastorhause gegenüber den Spizenhöschen aus andern Häusern für einige Zeit die goldene Freiheit, während der Illustrator ungeschoren davontam. Dem Gulbransson war einer der Schnüffler besonders ans Herz gewachsen. Er hat ihn als Porträt gezeichnet, auch in seinem Kampf gegen die pikantere Art der weiblichen Beinbekleidungen. Je mehr er auf die Hosen losprügelt, desto üppiger schwellen sie ihm entgegen und drohen ihn noch gar ganz zu umfassen.

Seine persönliche Art zu zeichnen unterscheidet ihn schon bei dem flüchtigen Hinsehen von der Manier seiner Kollegen. Er faßt die Figuren ornamental auf; die Gesichter sind ebenfalls wie aus Schnörkeln zusammengesetzt und dabei — wie bereits gesagt — von verblüffender Ähnlichkeit. Ein hauptsächliches Charakteristikum ist seine Vorliebe für kleinkarierte Anzüge, womit er seine Personen zu bekleiden liebt. Er bringt diese Stoffe auf die einfachste Art zur wirklichen Erscheinung.

Ich sagte, seine Art wäre sofort in die Augen fallend; selbstverständlich sind darunter nur seine eigensten Arbeiten zu verstehen.

Es gibt natürlich in dem Zusammengehen der Simplicissimuskünstler oftmals etwas Gemeinsames — hauptsächlich

in der Auffassung von Arbeiten, die dem einzelnen nicht so am Herzen liegen. Man könnte diese Ähnlichkeit der Künstler untereinander als das spezifische Charakteristikum dieses Blattes bezeichnen. So hat Gulbransson oft gemeinschaftliche Züge mit seinen Kollegen wie Heine und dem genialen Rudolf Wilke.

Ich selbst kenne Gulbransson weder persönlich noch seinen Lebenslauf. Manches Mal habe ich ihn mit dem Skandinavier Engstroem zusammen nennen hören. Seine Art ist die einfachere gegen die kühnere seines Landsmannes.

Wenn ich selbst mir über seine Arbeiten Rechenschaft geben sollte, so würde ich ihn eher von unsern deutschen Karikaturisten beeinflusst denken, von Busch über Oberländer und Heine zu ihm eine direkte Linie gezogen. Hat er hin und wieder — wie in dem Gottvater und Zaren — Ähnlichkeit mit Heine, so ist er doch kräftiger und aufrichtiger (ohne übrigens dieses Riesentalent Heine durch die Vergleichung unterschätzen zu wollen). In seinen Typen, die doch oft genug Bayern vorstellen sollen — wie bereits gesagt — den nordischen Charakter instinktiv darstellend, was erst klar wird, wenn man daraufhin die Menschen Oberländers anschaut, der natürlich als Bayer seine Landsleute porträtmäßig gebildet hat.

Ob nun meine Betrachtung betreffs seines Zusammenhanges mit diesen deutschen Künstlern zutrifft oder nicht: jedenfalls war er bei seinem ersten Auftreten in dem berühmten Witzblatt sofort er selbst und war von da ab, kraft

seines starken Talentes, unter die Künstler ersten Ranges zu zählen.

Wir können dem Simplizissimus gratulieren zu seinem guten Instinkt, womit er immer wieder neue Kräfte zu seinen Zwecken wirbt; Dank sind wir diesem Blatte schuldig, weil es Talente zur Entwicklung gebracht hat, die ohne seine Existenz für immer latent geblieben wären.



Eine Verschwörung



Die Schüler der Münchner Akademie hatten im Februar 1881 in Kils Kolosseum in der Müllerstraße — zu jener Zeit das größte Lokal in der Stadt — eine große maskierte Kneipe arrangiert, die eine „Kneipreise um die Welt“ sein sollte.

Monatelang vorher hatte man nur für dieses Fest gearbeitet und noch den letzten Tag wurde an Ort und Stelle gehämmert, gesägt, genäht und geleimt.

Nun am Abend war alles fertig. Auf der Bühne ragte ein mächtiger Auswandererdampfer empor, sein Bugspriet mit der Takelage reichte weit in den Saal hinein und berührte fast die obere Galerie. Dieses Wunderwerk hatte sich die Lindenschmidtschule geleistet. Unter der Galerie, in den Kolonaden waren Fischertneipen, polnische Schnapsbuden, auch ein sächsisches Bliemchenkaffee, dessen Schild die Aufschrift „Zum Knietscher-Wilhelm“ zeigte. Weiter herein im Saale erhob sich eine spanische Burgruine mit angelehnter Laverna. Hier trieben Don Quichotte und Sancho Pansa ihr Wesen; und später stiegen sie auf ihre Tiere, um in dem wogenden Gedränge auf Abenteuer zu ziehen. In einem Winkel am Ausgange unter Eisbergen und Gletschern hatten sich Schüler der Widmannschen Bildhauerschule als Eskimos eingerichtet, von Kopf bis zu den Füßen in Werganzüge ge-

hüllt. Auf der Galerie hatte die Diezschule eine veritable bayrische Landkegelbahn, wo lebende Ferkel und Gänse als Prämien ausgespielt werden sollten. Überall, wohin das Auge traf, fand man immer neue Sachen: ein Klosterbräustübl, eine amerikanische Blockhütte, chinesische Opiumhöhlen und andre geographische Kneipräume mehr.

Sämtliche Festteilnehmer wurden auf einer Eisenbahn von der Garderobe aus durch einen finstern Tunnel bis zum Eingang des hellstrahlenden Festraumes gefahren, wofür sie den ersten Obulus entrichten mußten und nun konnten sie sich hinwenden, in welche Gegend ihr Herz sie zog.

Als das Amusement fast auf der Höhe war, brach das Unglück herein: bei den Eskimos entstand Feuer. Die jungen Leute gingen nacheinander in Flammen auf, als sie sich gegenseitig helfen wollten.

Was alles in kürzester Zeit geschehen war, wußten die Wenigsten. Ich selbst war auf der Galerie in der Kegelbahn gewesen und sah zu meinem Schrecken unten im Saal eine Feuersäule herumschwirren. Die Musik, die auf der Galerie postiert war, packte ihre Instrumente und wollte ihre Plätze verlassen, aber eine energische Stimme von unten schrie: „Musik spielen! Musik, Musik!“ Da faßten die Musikanten sich ein Herz und spielten unter den größten Fehlern das beliebte

„Ach, ich hab' sie ja nur
Auf die Schulter geküßt!“

aus dem „Bettelstudenten“.

Als ich die Treppe gleich darauf zum untern Saal hinunterging, lagen noch verflimmende Funken auf den Stufen. Wie ich später hörte, hatte sich ein Verunglückter in die Retirade geflüchtet und dort in der Masse herumgewälzt. Dieser Geistesgegenwart verdankte er seine Rettung.

Es war ein Glück für alle Anwesenden, daß diese Katastrophe so schnell vorübergegangen war, die Panik und das Unglück wären sonst nicht auszudenken gewesen; deshalb ließ man auch noch das Fest einige Zeit weitergehen. Die Nachrichten, die aus dem Krankenhause während dieser Zeit einliefen, waren nicht die besten: einer der jungen Künstler war bereits gestorben, die andern neun hatten mehr oder weniger schwere lebensgefährliche Brandwunden. Wie schnell das Unglück vor sich gegangen war und wie wenig bekannt es unter den Gästen wurde, zeigte das Benehmen des einen Eskimos, der während der Katastrophe bei dem Knietischer-Wilhelm einen Bliemchenkaffee getrunken hatte und bei seiner Rückkehr sein ganzes Lokal demoliert und ausgestorben vorfand; kopfschüttelnd sammelte er das herumliegende Geld in einen Maßkrug und erfuhr erst das ganze Unglück, als man ihm plötzlich die Bergkleider vom Leibe riß. —

Die nächsten Tage gingen mit Erkundigungen nach den Verunglückten hin und schon wurden einige Verstorbene begraben. Neben dem allgemeinen natürlichen Mitgefühl des Publikums, wurden doch auch Stimmen laut, die das ganze Unglück eine Strafe Gottes über eine Gesellschaft Ungläu-

biger nannten. Namentlich die klerikalen Zeitungen konnten davon nicht genug kriegen, allen voran das bayrische „Waterland“ von Dr. Sigl.

Zwei Sachsen und ich saßen beim Mittag im Affenkasten des Augustiner-Bräu und sprachen immer von neuem über die unglückliche Katastrophe, als uns ein uraltes Modell, der auch Zeitungsverkäufer war, das bayrische „Waterland“ unter die Nase hielt.

„Raafens Waterland“, sagte er. Die fünf Pfennige wurden dafür geopfert, auch nahm das Faktotum die Reste unserer Mahlzeit fort, um sie in einem Winkel zu verzehren. Plötzlich sprang Moriz auf mit dem Fluch „Herrgott Strambach!“

„Gestern abend verschied wieder ein angebrannter Eskimo, wie wir hören aus Preußen — wieder ein Saupreuß weniger auf der Welt —“ so las er in sächsischem Dialekt vor. Gleichmäßig entrüstet schmiedeten wir die verschiedensten Pläne; endlich kamen wir überein, im Atelier des Moriz weiter zu konferieren. Dieses Atelier hatte er mit dem Mecklenburger Bang zusammen, beide waren Schüler von Gabriel Max.

Der Mecklenburger sah die ganze Affäre ruhiger an. Das einfachste wäre wohl, ihn ordentlich zu verprügeln, und er selbst würde diese Aufgabe sehr gern übernehmen, aber — fuhr er fort — „ich bin nämlich furchtbar stark und wenn ich einmal in Wut bin, kann ich den Kerl so verhauen, daß er auf der Stelle tot hinsfällt“; und das, meinte er, möchte er doch lieber nicht riskieren. Ermunternd war dieser Schluß

seiner Rede für uns drei gar nicht, zumal es schien, als wenn für ihn die Sache damit erledigt wäre. Also auf ins Café Probst!

Das Café Probst war nur durch eine Kirche, die in die Straßenfront der Nauhausergasse eingebaut war, von der Akademie getrennt. Am Nachmittage, bis zum Schluß des Cafés um 7 Uhr abends, war die Anzahl der Künstler in ihm eine weit größere, als in der Akademie, zumal auch die selbstständigen Maler hier regelmäßig herkamen. Da saßen an all den kleinen runden Marmortischen, die oft mit Zeichnungen bekrigelt waren, lauter Maler und Bildhauer. Sie spielten Laroß, Skat oder törtelten; an den Billards war den Spielenden eine schöne Pose mit dem Queue in der Hand und die Hüfte elegant an den Billardrand gestützt oft wichtiger als das Spiel selbst. Dazwischen tummelte sich der alte Probst, begrüßte diesen und jenen, einigen Bevorzugten schüttelte er Schmalzlertabak auf den Daumenballen. und wenn es ihm gar zu heiß wurde, nahm er seine weiße Perrücke ab und trocknete sich den schwitzigen Schädel.

An einem Tisch, gleichsam als Tribunal, ließen wir uns nieder; der andre Sachse mit Namen Frank war das natürliche Oberhaupt unsres Triumvirats, da er ein angestauntes Akademiegenie war. Ein großes Blatt Papier nebst Tinte und Feder wurde von der Zenzl auf den Tisch drapiert, der betreffende Zeitungsartikel wurde zum Lesen herumgereicht und Mißvergnügte geworfen. Am Anfang füllten sich sehr leicht die Spalten und schließlich wurden die, die sich gleich-

gültig verhielten, oft mit Gewalt aus den entferntesten Winkeln an den Tisch zum Unterschriften hervorgezerrt.

„Sie wollen den Sigl durchhauen“, jubelten die Kellnerinnen und klatschten in die Hände.

Zuerst wurde man einig, sich um 7 Uhr abends in dem Separatzimmer einer andern bekannten Gastwirtschaft einzufinden und dort allen Ernstes über den schwierigen Fall zu debattieren. Zum größten Stillschweigen über das ganze wurde jeder verpflichtet.

Zuerst wurden bei dieser neuen Zusammenkunft — um vor Spionen sicher zu sein — die Namen der Unterzeichneten verlesen; aber es hatten sich nicht nur keine Fremden hineingeschmuggelt, sondern vielmehr fehlte bereits ein nicht geringer Teil der im Café Probst Unterschriebenen. Alle Nationen waren vertreten: Ungarn, Polen, Amerikaner, Skandinavier, Griechen und alle Stämme Deutschlands. Endlich kam man überein, daß Dr. Sigl im Café Bavaria, wo er stets um 3 Uhr zu finden war, verprügelt werden sollte, und zwar von einem aus unserer Gesellschaft, der durch das Los hervorgehen sollte. Ein Teil handkräftiger Genossen mußte dabei das Lokal selbst in Schach halten und der übrige Teil auf der Straße Wache halten. Unter feierlichem Stillschweigen wurden soviel Zettel wie Anwesende waren, zusammengekniffen und im Hut vermengt; auf den einen Zettel war ein Totenkopf mit Kreuz als Kennzeichen für den Ermählten gemalt.

Mit gehaltener Würde griff jeder in den Hut und faltete

seinen Zettel auf. Einen kleinen Ungar, Mannheimer, hatte das Los getroffen. Der führte eine Art Kriegstanz auf, den Zettel hoch in der Luft schwingend. Aber mißmutig wurde er von allen betrachtet.

„Er sei zu klein“, äußerte sich die Gesellschaft und die Majorität verlangte eine neue Wahl. Bei dieser hatte ich das Los gezogen. Jetzt durchbrauste ein Jubel das Lokal, man umarmte mich, man küßte mich, man tauschte mit mir das süße „Du“, so daß ich lange Zeit gar nicht zur Besinnung kam, überall blickte man mich freundlich an, trotzdem ich doch auch solche sah, die noch gestern hochmütig an mir vorbeigegangen waren.

„Das ist der richtige Mann,“ riefen sie, „der wird es dem verfluchten Kerl schon besorgen.“

Allmählich kam mir in diesem Trubel und Jubel doch die Besinnung zurück. So stolz ich auch war, dieser gefeierte Mittelpunkt zu sein, so stieg mir doch allmählich der Wunsch auf, ebenso untüchtig zu dieser Heldentat befunden zu werden, wie mein Vorgänger Mannheimer oder auch die für die Tat übernatürliche Kraft im Körper zu haben, wie sie jener Mecklenburger Bang von sich als unbrauchbar zu diesem Zwecke gerühmt hatte. Aber was half das: ich mußte die Würde im Antlitz zeigen, die mir bei dieser großen Ehre gebührte.

Die andern belangloseren Angelegenheiten wurden schnell erledigt. Das Attentat sollte übermorgen 3 Uhr stattfinden und morgen Abend sollten wir nochmals in diesem Lokal

zusammenkommen. Jetzt herrschte allgemeine Fidelitas, einige Hochachtungsschluße wurden mir zugetrunken, auch drängten sich viele an meinen Tisch, um mich, der ich erst einige Monate in der Akademie war, anzustaunen. Allmählich wurde der Kreis aber immer kleiner; die meisten hatten sich stillschweigend entfernt. Ich mit einigen Getreuen suchte noch das Café Orient an der protestantischen Kirche auf, wo wir gewiß waren, Bekannte zu finden. Richtig saßen auch noch da ältere selbständige Maler, die eben ihren Stak beendet hatten und nun die Beträge vom Gewinn und Verlust auf der Tafel verrechneten.

Sie schmunzelten mich verschmigt an. Nun, sagte einer von ihnen, Sie werden den Sigl durchhauen? Ich warf mich in die Brust, war aber doch einigermaßen erstaunt, daß sie das Resultat unsrer geheimen Versammlung bereits wußten.

Ein anderer mit langer Nase berlinerte und fragte mich, ob ich auch wüßte, „dat det Jesek erlaubt in der Notwehr uff seinen Fegner zu schießen“ und, sprach er weiter, „Sigl trägt stets einen Revolver in der Tasche, seitdem die Studenten ihn bei der Eröffnung des Krieges gegen Frankreich an einem Laternenpfahl uffgehängt hatten“.

Mir schnürte sich die Kehle zusammen und meine Begleiter wurden noch betretener.

Nach kurzer Zeit waren wir nach den verschiedensten Richtungen auseinanderggegangen, ohne uns viel mit dem Abschiednehmen aufzuhalten.

Die nächste Morgensonne sah noch friedlich in mein

möbliertes Zimmer hinein. Wie aber wird der darauf folgende Tag verlaufen? Um besten gar nicht daran denken. Jetzt hieß es schnell in die Malschule zu kommen, da Loeffz ein neues Modell stellte und die dabei Anwesenden die besten Plätze vorwegnahmen.

In dem großen Atelier hatten sich schon viele eingefunden und standen oder saßen wartend an den Wänden herum. Da stieß jemand an eine freidig aussehende Tonne, in der die weiße Leimfarbe für die Dekorationen der maskierten Kneipe seinerzeit angerührt gewesen war. Sie trundelte wie ein Betrunkener auf den Nachbar, der ihr mit dem Fuß — um nicht weiß zu werden — einen Stoß versetzte; daß sie auf die andere Seite hinsteuerte, hier bekam sie wieder einen Stoß und so wurde die Tonne bald im Zickzack, bald im Kreise von einem zum andern befördert. Dieses ergötzliche Spiel dauerte, bis plötzlich Professor Loeffz in der Türe erschien, worauf wir alle starr auf unsern Plätzen verharrten und nur die Tonne mitten im Raume hin- und hertorkelte, um dann unter einigen Zuckungen umzufallen und liegen zu bleiben.

Der Lehrer zog etwas die Augenbrauen zusammen, sagte aber nichts und ließ Modelle zur Auswahl hereinrufen; mir schien es, als wenn er mich ganz besonders angeschaut hatte.

Seine Lieblingsmodelle waren menschliche Ruinen, Greise, alte Weiber und bleichsüchtige Mädchen; an ihnen konnte am besten die feine graue Farbe wie van Dyck und Velasquez sie geliebt hatten, studiert werden. Die Auswahl des Modells, sowie seine Aufstellung nahm lange Zeit in

Anspruch. Beim Fortgehen rückte Loeffz noch den Vorhang um einige Millimeter am Fenster beiseite, um eine noch interessantere Beleuchtung zu erzielen, die Plätze wurden eingenommen und die erste halbe Stunde verging unter emsigem Schaffen. Dann gab ein Wort das andre. Die die Proskription unterschrieben hatten, taten geheimnisvoll, die Nichtverschwornen höhnten. Ja, mein steter Feind — ein Böhme — sagte mir direkt, daß ich mich nur hineingemischt hätte, weil ich noch in München neu wäre und auf diese Weise Gesellschaft zum Verkehr und zum Trunk gewonnen hätte. Innerlich konnte ich es nicht ganz ableugnen, aber in Anbetracht meiner Würde gab ich ihm einige heftige Gegenantworten. Man stritt sich durcheinander und zu meiner Überraschung mußte ich auch bemerken, daß viele Verschworne mich aushöhnten; ja noch mehr: zwei von ihnen, die mir gestern Bruderschaft angeboten hatten, waren heute wieder in den „Sie“ Ton verfallen. Koflund, der als junger Bursch den Krieg mitgemacht hatte und deshalb in großem Respekt stand, nannte mich „Kindviech dummes“ und „G'scherter Ladel“. Es wäre ganz falsch, wie wir es machen wollten. Er würde es uns zeigen, er müßte Ostern zurück nach Freiburg in seine Heimatstadt, aber wenn wir vor Ostern noch hörten, daß Sigl elende Haue gesehen hätte, so sollten wir an ihn denken.

„Sie sind nur neidisch, daß Sie die Aufgabe nicht selbst bekommen haben“, wagte ich ihm zu entgegnen. Aber da kam ich schon an. Im Bewußtsein, mit diesem Stärksten einer Meinung zu sein, hatte die ganze Klasse auf mich ein.

In meiner Not wandte ich mich an meinen Nachbar, der auch nur kurze Zeit in der Klasse war und mit dem ich zufälligerweise immer Staffelei an Staffelei gearbeitet hatte. Er war ein Herr „von“ aus der Rheinprovinz, der trotz seines Adels ganz menschlich mit mir verkehrt hatte. Der rechte sich hoch empor und sagte: „Mein Herr, Sie benehmen sich nicht, wie sich ein anständiger Mensch zu benehmen hat.“ Da sah ich, daß es mir fast ebenso ging wie vorher der hin- und hergestoßenen Tonne und mit knirschender Wut, ohnmächtig in meinem Zorn, eilte ich aus dem Atelier. Wäre nur der Abend da, wo wir Gleichgesinnten zusammenbestellt waren, wie wollte ich da Rache an allen nehmen und meine tollsten Angreifer aus der Maltschule als Verräter an den Pranger stellen. Und doch sagte mir eine andre Stimme, eindringlicher als die vorhergehende: „Ach wenn ich nur von dem ganzen Krempel weit weg wäre und die ganze Geschichte mich nichts anginge.“ Mannheimer hatte übrigens in der Maltschule gefehlt, sollte er gar krank geworden sein über den Ärger, daß man ihm dieses Racheamt wieder abgenommen hatte?

Endlich war der Abend da; aber die sich wieder in dem Separatraum einfanden, waren kaum ein Viertel der gestrigen Anzahl. Aus meiner Klasse war außer Mannheimer niemand da, so konnte ich auch nicht meine Anklage erheben. Mannheimer hielt wieder seine Brandreden und bedeckte uns mit Vorwürfen, daß wir ihn nicht hätten die Angelegenheit ausfechten lassen. Moritz stand auf und verlangte Silentium.

Er faltete einen Brief auseinander und las: „Ich freue mich, daß es auch noch in dieser Zeit Jünglinge gibt, deren Herz mannhaft in der Brust schlägt, ich selbst kann meines hohen Alters wegen nicht selbst in Ihrer heiligen Rache mitmachen, aber empfangen Sie hiermit meinen Segen und meine Sympathien. Ihr Herwegh.“ Das war der Ehrengreis des Künstler-Sängervereins, dem wir bei seinem neunzigsten Geburtstag ein Ständchen gebracht hatten.

Moriz fuhr fort: „Wenn wir solche Bewunderer haben, wie diesen ehrwürdigen Silbergreis, so können Zweifel von allen Seiten unser Rechtsgefühl nicht erschüttern.“ Merkwürdigerweise fühlten sich die andern nicht so entzückt über dieses Beifallschreiben; vielmehr lag ihnen daran, diese Zusammentunft soviel wie möglich zu kürzen.

Der Streitplan wurde wegen der kleinen Schar, die aber jetzt aus der Kerntruppe bestand, da sie so viele Male durchgesiebt war, etwas modifiziert: Jetzt sollten mich alle morgen in das Lokal begleiten, um meine Lat zu schützen. Vorher um 12 Uhr sollte im Franziskaner vis-à-vis der Post an der Dienerstraße ein Frühschoppen genommen werden. Die Zeit flog nur so dahin. An diesem denkwürdigen Morgen kleidete ich mich sorgfältiger als sonst an, auch vergaß ich nicht einige starke Unterkleider anzuziehen. Aus der Blecheinlage eines alten Malkastens hatte ich eine Art Harnisch fabriziert, den ich ebenfalls unter dem oberen Anzug über der Magengegend angebracht hatte. Zur festgesetzten Stunde traf ich vor dem Franziskaner meine beiden Sachsen Moriz und Frank, die

schon lange auf und ab promeniert waren. Sie sahen sehr mißvergnügt drein. Beide riefen in einem Atem: „Heute wird nichts draus.“

Ich konnte nur mühsam meine Freude verbergen, aber in Anbetracht der moralischen Pflicht zwang ich mir eine bedauernde Miene auf.

„Wieso denn nicht? Sind denn die andern nicht im Franziskaner drin? Kein Mensch wäre da und die Künstlergenossenschaft hätte uns brieflich gebeten, um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr in ihr Lokal zu kommen, wo ein Abgesandter wegen sehr wichtiger Sachen mit uns verhandeln wollte.“

„Denken Sie sich,“ fuhr Moriz wieder fort, „gerade eine halbe Stunde vor unserer Angelegenheit.“ Innerlich dankte ich dem Walten des Schicksals, denn mein Vertrag war für mich mit dem heutigen Tage gelöst, nachher könnten sie sich einen andern suchen oder es selbst tun. Außerlich zwang ich mich zu einigen bedauernden Phrasen und machte mich dann eilend fort.

Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr trafen wir pünktlich in dem Geschäftszimmer der Münchner Künstlergenossenschaft zusammen, auch Mannheimer hatte sich als Vierter wieder eingefunden.

Der Delegierte der Genossenschaft führte uns zu Herzen, daß es in der Stadt keinen guten Eindruck machen mußte, wenn wir jetzt, wo noch heute der letzte der Verunglückten gestorben wäre, und noch Begräbnisse stattfänden, einen derartigen Racheakt unternehmen wollten.

Ich fand seine Rede vollständig vernünftig, Frank als

angehender Professor verhielt sich neutral, Mannheimer aber nannte es eine memmenhafte Ausflucht und Moritz verlas wieder den Brief von dem Silbergreis Herwegh.

Der Delegierte hörte das Schreiben achtungsvoll an: „Freili,“ sagte er dann, „freili ist die Sach an und für sich herrlich und heilig, aber schaugns: net jetzt, später, wann alles gar is, dann können's halt machn was Sie mögn.“

Schließlich mußten wir ihm die Hand darauf geben, nichts in nächster Zeit zu unternehmen. Nur Mannheimer ließ draußen seiner Entrüstung wieder freien Lauf: „Recht geschieht euch dummen Kerls, hättet ihr mich tun lassen, wären keine solche Beratungen nötig gewesen und Siegl hätte seine Keile weg.“

In der heutigen Nummer des bayrischen „Waterland“ stand aber:

„Wie uns zu Ohren gekommen ist, wollten einige Bettelpreußen Herrn Dr. Sigl überfallen und mißhandeln; dazu gehören aber zwei: Einer der es tut und der, der es sich tun läßt.“

*

Über ein Jahrzehnt später saßen Strathmann, das „Brühwärschtchen“ und ich in dem Kutschezimmer unsres Weinrestaurants und schleppten ziemlich stumpfsinnig ein Kunstgespräch durch alle Stationen hindurch. Die meisten Gäste waren, da es schon weit nach Mitternacht war, fortgegangen, auch im reichen Saal hörten wir nur noch einige Seßhafte weitere Bestellungen machen und schwache Unterhaltungen mit den beiden Kellnerinnen führen.

Da wollte Strathmann, wie so oft, noch einige Stimmung in den angebrochnen Abend bringen, und zog all seine Register auf. Er deklamierte und sang durcheinander seine sämtlichen Verse von der „englischen Miß“ an bis zum Fusellied und zum Schluß gab er ein ganz neues zum besten:

Wenn uns einst im Leben
Sorgen umschweben,
Denke ich mit Wonne
An Italiens Sonne.
Denn dort ist's, wie bekannt,
Wo meine Wiege stand
Mein Hei-Hei-Heimatland.

Brühwärschtchen ahmte den Klang des Lamburins nach und in der schwachen Helle des einen Gaslichtes konnte man sich halbwegs in Italien hineinversetzt fühlen.

Ich schob ihm einen Teller zu und forderte ihn auf, im reichen Saal einsammeln zu gehen. Wir hörten den Klang des Metalls beim Fallen auf den Teller und zurückkommend nahm er aus der Nickelmasse ein Markstück heraus und sagte triumphierend: „Das hat Sigl gegeben.“ Dann trug er den ganzen Erlös an das Büfett und bekam dafür noch eine ganz ansehnliche Marke Rheinwein.

In mir tauchte die ganze Erinnerung jener ersten Akademiejahre wieder auf und da die beiden andern erst später nach München gekommen waren, erzählte ich ihnen die ganze Geschichte. „Er muß doch ein ganz gemeiner Kerl und ein elender infamer Preußenhasser sein“, schloß ich meinen Vortrag.

Wenn Strathmann eine Meinung als falsch bekämpfen wollte, so sagte er zuerst ganz stereotyp: „Unsinn“. So auch jetzt, wobei er das „f“ lispelnd auseinanderdehnte; hierauf folgte dann erst seine Erklärung:

„Ich bin mit Dr. Sigl sehr befreundet; im Gegenteil, seine Redakteure sind zwei frummnasige echte Berliner und seine Mätresse ist ebenfalls eine Berlinerin.“

„Na denn Prost!“ sagte ich und wir stießen mit dem vom Erlös der Lieder gestifteten Wein an.



Erinnerungen an den Allotria-Kreis

*) Unser Oktober- und Novemberheft enthielt Aufsätze von Louis Corinth über die Münchner Allotria; zu diesen Aufsätzen erhalten wir von dem derzeitigen Präsidenten der Allotria, Herrn Professor Gabriel von Seidl, nachstehende Zuschrift mit dem Ersuchen um Veröffentlichung:

„In Ihrer Zeitschrift veröffentlichen Sie Erinnerungen des Herrn Louis Corinth an die Allotria.

Die Allotria besteht seit 34 Jahren, Herr Corinth gehörte ihr nur verhältnismäßig kurze Zeit als Mitglied an. Es ist nicht zu verwundern, daß das Erinnerungsbild aus früherer Zeit, das Herr Corinth entworfen hat, weder äußerlich richtig noch innerlich wahr ist. — Die noch übrig sind von denen, die damals ein Stück Lebens- und Künstlerglück gefunden, geschaffen und genossen haben, empfinden es peinlich, daß diese reiche Zeit in so dürftiger und entstellter Gestalt literarisch auflebt, oder gar fortleben konnte.

Wir verwahren uns dagegen, daß die Corinth'schen Aufsätze etwa als ‚Quelle‘ angesehen werden könnten für die besondere Art der Gesellschaft oder für die Charakteristik einzelner unserer Freunde.

Viele haben wir verloren, denen zulieb wir dies sagen müssen. Aber auch Lebende, die sich noch mit uns in der Allotria freuen, wollen wir vor Unbill schützen.“
Gabriel von Seidl.

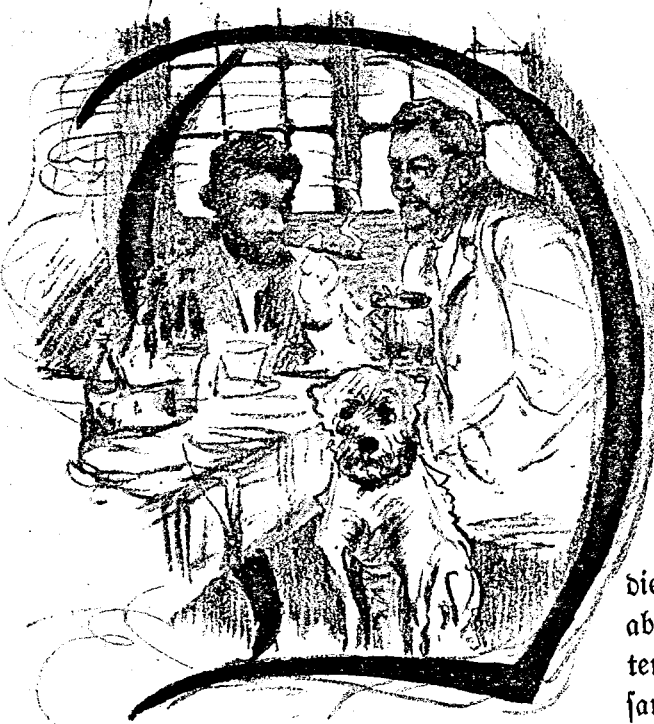


iese mir vom Vorstande der Allotria erteilte strenge Rüge glaubte ich dem Leser nicht vorenthalten zu dürfen, zuerst aus dem Grunde, daß er wissen sollte, welcher böser Mensch der Verfasser dieser Erinnerungen wäre, und dann aus reiner Menschenliebe, um dem Vorstande eine zweite derartige Gemütsaufregung zu ersparen.

In der Gespensterstunde kam Gustav Schwabenmaier aus der Unterwelt zu mir geschweht. Wie er den Brief durchgelesen hatte, sagte er höhnisch: „Recht g'schieht dir Saupreuß, Laßl g'scheerter, warum tußt a aus der Schul schwäge.“ Auf meine Beschwerde hin, daß ich aber auch für die Zukunft als Quellschöpfung verboten wäre,

*) Die Kunst für Alle. 1907.

erstrahlte sein ganzes rundes Gesicht von dem sonnigsten Grübchenlächeln, und seine großen braunen Augen, über denen die Brauen sich gleich Adlerfittichen schlangen, blickten mich funkelnd an. Dann verschwand er unter Dröhnen und Donnern, nicht ohne mir noch vorher seine letzten vier Worte zugerufen zu haben. — — — ? — — — — — .



ie Gemütlich-
keit des Münch-
nerischen
Künstlerlebens
kulminierte zu
Anfang der
achtziger Jahre
im vorigen
Jahrhundert
in der jungen,
kurz vorher ge-
gründeten Al-
lotria. An Cha-
rakteren war
dieser Verein reich;
aber trotzdem rag-
ten aus dieser An-
sammlung einige

Riesen hervor, die zwar keine nennenswerten Kunstwerke hinterlassen haben, aber kraft ihrer Lebenskunst als Genies bezeichnet werden müssen. Viele dieser Originale haben zwar einen „lütten Schuß“ Ähnlichkeit mit Rameaus Neffen, besitzen aber in Witz und Ernst eine geradezu antike Größe. Als Beispiel sei das Sterben Gedons vorgeführt.

Gedon war der erste Präsident der Allotria. Er war eine verkleinerte Ausgabe des Universalgenies Lionardo. Er baute, bildhauerte, sammelte; ein Kleinod seiner Sammlung

soll ein gotischer Schuh gewesen sein. München war zu jener Zeit gerade von dem Renaissancedusel ergriffen; in diesem Stil baute er auch das Schack-Haus, das jetzt im Besitz des Deutschen Kaisers ist, und um das jeder rechte Münchener Bürger einen weiten Bogen macht, um ja nicht die ihm so verhassten preußischen Fahnenstangen und Adler zu Gesicht zu bekommen.

Noch in den besten Jahren erkrankte Gedon an einem Krebsartigen Leiden. Von den Ärzten hatte er genaue Aufklärung verlangt, und im besonderen mußten sie ihm den Zeitpunkt angeben, wann er nicht mehr aus dem Hause durfte. Als nun die Stunde gekommen war, bestimmte er noch ein Abschiedsfest in der Allotria. Alles fand sich natürlich ein. War die eigentümliche Feier auch anfangs ernst und von trauriger Stimmung, so wirkten doch die Getränke, und gegen Morgen soll kaum ein Abend fröhlicher geendet haben wie dieser. Von da ab ist Gedon lebend für niemand mehr sichtbar gewesen. Ich finde im ganzen Plutarch keinen Helden, dem sich nicht dieser Leidende würdig zur Seite stellen könnte.

Der Nachfolger Gedons im Vorsitz war Lenbach. Er verstand es, eine Schar Trabanten um sich zu sammeln, um die ihn jeder König beneiden konnte. Ich denke da hauptsächlich an das Freundespaar: Gustav Schwabenmaier und Stäbli.

Letzterer ist auch als Landschaftsmaler zu Ehren und Würden gekommen, sowohl in seiner Schweizer Heimat als

auch in München, aber es war etwas spät; die goldene Medaille im Glaspalast hat er sogar erst als Loter erhalten. Schwabemaier war als Vereinsdichter berühmter als in seinem Beruf als Maler.

„Guschtav Schwabemaier“ nannte er sich in seinem schwäbischen Dialekt; „Guschtävle“ riefen ihn die Freunde.

„Was tut mir vieles Wissen not!
Als Brunnquell froher Lieder
Lacht mir ein Mund vom Küssen rot
Wohl unter dem blinkenden Flieder!
Grundsätze brachtest du zu mir,
Wo sind sie nun geblieben?
Ich sage offenherzig dir,
Mein Grundsatz ist, zu lieben.
Wo Tugend gegen Liebe sichts,
Muß Liebe immer siegen;
Drum tröste dich und weine nicht,
Du mußttest unterliegen.“

So sang er in der Blüte seines Lebens.

„Bayersdorfer sagt, die Lyrik von mir ischt guet, aber die Prosa taugt nix.“

Damit meinte er seinen Künstlerroman, der immer in embryonischem Zustand blieb. Er wollte aber an ihm Geld verdienen; so ging er abends bei den Gästen in der Alotria mit Anteilsscheinen zu je 100 Mark hausieren. Selbstverständlich kauften einige der reichen Alotrianer dieselben, ohne eine Miene zu verziehen. Er ermunterte auch ängstliche Gemüter:

„Wenn einer von den Herre nicht genügend Geld habe sollte, so könne sich zwei oder mehrere z'sammetun — i nehm's a so.“

Von einem Verehrer hatte er ein kostbares Damenbrett geschenkt bekommen mit wundervoll geschnitzten Reliefs auf den runden weißen und schwarzen Steinen.

Wie ein Cerberus packte er nun jeden an, der zum erstenmal die Räume der Mlotria betrat. Ob der Neuling wollte oder nicht: Er mußte mit ihm „um eine Fläsch Mühle fahre“. Er gewann nämlich immer und hatte auf diese Weise für jeden Abend sein Quantum Wein bei der Hand. Die wenigen Male, daß er einen Stärkeren fand, war er viele Stunden mißmutig, aber um die „Fläsch“ kam der Sieger dennoch nicht.

Er war in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig gewesen: „Sey du froh, daß dei' Vater Gerbermeister war, der meinige war Professor, drum han i a nix.“

So manches Mal steckten ihm seine Mietsleute einen Taler in die frischgewachsenen Stiefel. Aus seiner Kindheit konnte er sich entsinnen, daß er dem Umland in Tübingen einen Schneeball in die Überziehortasche geworfen hatte.

Außer der Mlotria hatten alle ihre Stammtische in bestimmten Gastwirtschaften der Stadt. Sie verteilten sich auf diese, wie die gegenseitige Sympathie sie zusammenführte.

Ein Hauptlager — gewissermaßen die Mlotria im kleinen — war die Weltliner in der Schillerstraße. Hier hingen statt-

liche Ölgemälde an den Wänden: Tauschartikel für genossenen Wein. Da saßen sie dann lachend und schwägend zusammen: der Stäbli, der Bayersdorfer, der Schwabenmaier, der Sachse Arthur Langhammer, Eméls, ein Badenser, der seinen Namen mit Akzenten auf den „E's“ auf seine Faust verschönt hatte, und andere mehr.

Unter den Tischen und in der Küche trieb Hipp sein Wesen, der Hund Langhammers. Ein zottiger, gelber Scherenschleifer, dessen Stolz war, ohne Schwanz auf die Welt gekommen zu sein. Wie ein Bär trottete er einher; all sein Mienspiel lag in seinem Gesicht, was viel mehr ausdrückte als bei seinen Kameraden Gesicht, Ohren und Schwanz zusammen.

Feig und flug war er. Außer auf seinen Streifzügen aus Privatvergnügen gehorchte er seinem Herrn und den anderen Onkels aufs Wort.

„Hipp, geh mit dem Onkel So und So!“ befahl ihm Langhammer, wenn er allein sein wollte, und er ging.

„Dreh den Kopf nach links“ und er tat es, sobald er Modell stehen mußte. Nur mit leisem Wimmern und flehenden Augen bat er um Pausen, wenn's ihm zu lang schien.

In der Küche der Beltliner hatte er die Geliebte seines Herzens: eine schwarze Kaze. Zwischen Furcht und Verlangen wie das Spinnenmännchen forschte er nach Genüssen auf Hundearart, um dann vor der Fauchenden eiligst zu entweichen.

Er ist schon lange dahin. Eine eingerahmte Locke, mit blauer Seide gebunden, hing zu seinem Gedächtnis an der Wand beim Stammtisch.

Langhammer war das mauvais sujet der Gesellschaft. Man sah es seinen großen kugelrunden Augen an, wer zum Berufen an die Reihe kommen sollte.

Als nun Emélé seinen jüngeren Bruder, der sich aus Baden zum Besuch eingefunden hatte, in die Weltliner mitbrachte und ihn der Korona vorgestellt hatte, arbeitete es in Langhammer, und er kam mit der Frage heraus:

„Herr Emélé, schreibt sich Ihr Bruder auch mit dem accent aigu hinten?“

Die Antwort des Errötenden war:

„Ach! Was wollen Sie, so 'n junger Mensch.“ — —

Er muß übrigens ein umständlicher, gewissenhafter Herr gewesen sein.

Er fing wohl eine Erzählung an:

„Es war im Jahre neunundsechzig; der Kürze wegen lasse ich achtzehnhundert aus;“ — oder er fragte einen aristokratischen Maler:

„Sagen Sie, Herr Graf, ist Ihre Frau Gemahlin eine direkte Nachkommin des berühmten Generals von Dorf?“

„Zawohl,“ bestätigte der Gefragte, „sie ist eine Enkelin von ihm.“

Der andere druckte dann eine Weile herum und endigte die Unterhaltung mit den Worten:

„Meines Wissens hatte General von York keine Kinder.“
Schwabenmaier schrieb hier, wo er sich wie zu Hause fand, seine literarischen Werke nieder. Ein Blatt Papier auf dem Tisch neben dem roten Wein, den Bleistift gedankenvoll an den kleinen Mund gelegt, sah er mit seinen großen braunen Augen, über die weitgeschwungene Brauen lagerten, in die Ferne. Wegen Weitsichtigkeit trug er bei diesen Arbeiten immer eine stahlgefaßte Brille, die er am Hinterkopf mit einem Bindfaden zusammengebunden hatte. „Gedankensplitter“, allgemeine Weisheiten wollte er herausgeben.

Der kleine Langhammer half ihm dann manches Mal auf die Sprünge. „Schwabenmaier, schreib“, so befahl er:

„Selbst der beste Essig ist sauer.“

„Halt dein sächsische Rand, Rindviech dummes,“ erwiderte der, stärkte sich mit einem Schluck und dachte weiter nach.

Stäbli lächelte meistens nur jeden freundlich an und beschränkte sich auf die Phrase: „By Gott, der Wi ischt guat“ —; war er besonders aufgelegt, sang er das traurige Lied vom unglücklichen „Schwalangär“ (Chevauleger). Seitdem ihn der Prinzregent zum Professor ernannt hatte, trug er eine weiße Krawatte und weiße Weste, beide Sachen hielt er peinlich sauber.

Einstmals trafen die Freunde zu einem Ausflug auf dem Bahnhof zusammen. Als letzter kam Stäbli an, unter dem einen Arm eine eingewickelte Flasche, das war selbstverständ-

lich, aber in der Linken hielt er wie ein Blumenbukett eine Lüte.

„Staab, was hascht da in der Hand?“ fragte Schwabenmaier. „Hier han i Notwin, und weischt, wenn i son Trillilio in der Hand hab un eppas auf d' West tropft, dann han i hier Salz und das streu i drauf.“ Da war das Guschtable schon ein anderer Kerl, dem konnten die Kleider am Leib aussehen wie sie wollten, und beim Schlafengehen am frühen Morgen war es ihm erst recht murscht, wie sie sich gruppierten. Er war auf ein Schloß am Bodensee geladen, und da er sich den nächsten Tag um 12 Uhr immer noch nicht sehen ließ, trat der besorgte Gastfreund in die unverschlossene Stube. Da lag alles wie Kraut und Rüben auf dem Boden. Kopfschüttelnd hob der Mann jedes Stück auf und legte die Sachen auf den Stuhl.

Schwabenmaier erwachte, was er durch ein Geräusch kundtat und dabei ein Bein aus der warmen Umhüllung emporstreckte. Blinzelnnd hörte er die Vorwürfe des andern, dann erwiderte er: „Weg'n so'n lumpigtes Gräfle wie du ändert der Guschtav Schwabemaier noch lang net seine Gewohnheite.“

Sprach's und wich von dem Lager, gleichgültig, ob das „Gräfle“ seinen einfachen Herrichtungen für den Tag beiwohnen wollte, oder es doch vorzog, zu verschwinden.

Das Leben, so sie führten, war nicht dazu angetan, lange zu währen. Der Wechsel in Entbehrungen und Überfluß, selten genügendes Essen und immer unmäßiges Trinken

schwächten doch schon in den vierziger Lebensjahren ihre Widerstandskraft. Ich glaube, Stäbli starb zuerst.

Stäbli zog sich in den letzten Jahren des öfteren in ein Krankenhaus zurück, um seinen Körper von der allzu großen Anhäufung von Alkoholsubstanz und deren Folgen zu befreien. War er auf solche Weise von Zeit zu Zeit für seine Freunde unsichtbar, pflegte wohl Schwabenmaier zu sagen: „Der Staab hat wieder die Keblaus.“ Stäbli selbst nannte es nach der neumodischen Krankheit zwar zögernd, aber doch bestimmt: die Influenza, sein blauroter Kopf wurde bei dieser Notlüge noch farbiger.

Einmal schon war er bei dem Tode haarscharf vorbeigestreift. Zu dem Mittagstisch in der Weltliner kam er eines Tages blaß und verstört hereingestürzt, fiel fast bewußtlos auf den nächsten Stuhl, nur noch die Worte vorstammelnd: „I han Chloroform getrunke.“ Zum Glück war der Ober- und Unterleibsarzt der ganzen Sippe anwesend, „der Doktor“. Dieser war nicht allein der Arzt ihrer Körper, sondern ebenso auch ihrer Seelen, denn er sang die schönsten Schnadahüpfel und verstand sie vortrefflich mit der Gitarre zu begleiten.

So manchen Moralischen jagte er mit seiner Zitherklampfen und seinen oberbayrischen Volksweisen von dannen.

„Der Doktor“ nahm sich nun den Stäbli vor, und durch Einfüllung von schwarzem Kaffee und mit Frottieren brachte er ihn allmählich wieder so weit zum Bewußtsein, daß er den Hergang erzählen konnte: In letzter Zeit hatte er zum

Paletteputzen statt Terpentin dies gottverdammte Zeug benutzt, und da er gerade Durst verspürte, die Augen aber noch mit seiner Malerei beschäftigt waren, reckte er seine Hand nach altgewohnter Weise nach dem Fensterbrett und hatte anstatt des erfrischenden Kirchwassers dies Saug'üssf ergriffen.

Eine Gelbsucht war die Folge dieser Verwechslung der Flaschen. Diese Krankheit überwand er wohl, aber die Neb-
laus blieb ihm treu, ergriff ihn immer mehr, bis sie ihn endlich in das Grab brachte.

Der Guschtav Schwabemaier bekam die Wassersucht. In der Schloßwirtschaft zu Schleißheim verbrachte er die letzten Jahre. Fast alle Tage besuchten ihn aus München seine Freunde. Sie hatten die Taschen und Arme voll Mitgebrachtem, wie er es liebte: Flaschen von Portwein und Sekt, selbst Schachteln schwedischer Streichhölzer und hauptsächlich Zigarren. Wer nichts brachte, war auf Zeiten hinaus, bis er sich besserte, seiner Ungnade verfallen. Strathmann und seine Frau, die zufälligerweise nichts da hatten, konnten sich nur durch alle möglichen Versprechungen für das nächste Mal loskaufen. Da die Tage dahingingen, ohne daß sie sich bei Schwabenmaier wieder sehen ließen, bekamen sie folgendes Gedicht auf einer Postkarte zugesandt:

„Einzig ist dies Ehepaar.
Was er verspricht, verspricht auch sie,
Doch ein Versprechen, das ist klar,
Das er vergift, vergift auch sie.“

Hat Karl den Mund weit aufgerissen,
Sein Weiberl' schließt ihn zu mit Küßen,
Ja, glücklich sind die zwei vereint.
Herzlichen Gruß! Ein kranker Freund!"

Seinerseits kam er auch noch viel nach München, wo der Wirt der Beltliner ihm stets ein Zimmer frei hielt. Auch dem zwei Stunden entfernten Dachau, das mit Schleißheim durch eine geradlinige Chaussee, an der ein Wassergraben entlang läuft, verbunden ist, stattete er Visiten ab, um mit seinem Spezi Arthur Langhammer zu konferieren. Bei der abendlichen Rückkehr war ihm das junge Bier auf den Magen geschlagen.

Fluchend mit schwerfälligem Gange suchte er wenigstens den in der Mitte der Wegstrecke liegenden Gasthof zu erreichen. Es war innen alles im tiefen Schlaf. Wütend klopfte er an die Tür, daß das ganze Haus dröhnte. Endlich kamen scharrende Schritte und eine ärgerliche Stimme fragte nach dem Begehr. Darauf Schwabenmaier: „Wirt, mach auf! i bin da! der Guschtav Schwabemaier.“

Die Tür ging knarrend auf und der Wirt hielt krampfhaft die Nase fort. Schwabenmaier wies auf seinen Anzug und das am Wege fließende Wasser.

Verständnisinnig nickte der Wirt.

Dann ward ihm ein Bett bereitet und im neuen Hemde wollte er sich hineinlegen. Da hörte er verhaltenes Richern, und nun sah er zuerst, daß noch mehrere Mägdebetten herumstanden.

„Ich bin doch ein Kavallerier“, sagte er, wenn er dieses Abenteuer erzählte, „und da bin ich denn zuerst zu jeder herangetrete und habe gefragt, ob ich die Dame mit etwas aushelfen könnte.“ Dann erst, als alle Damen sich seinen Diensten ablehnend verhielten und sich die Decken geschämig bis über die Ohren gezogen hatten, suchte er sein keuschtes Lager auf, um der so notwendigen Ruhe zu pflegen. Den nächsten Morgen fand er seinen Anzug sauber und gebügelt vor seinem Bett und die Mägde an der Arbeit. Noch ein paar Galanterien und er trollte davon.

Allmählich mußte er sich bequemen, ein beschaulicheres Leben zu führen. Der Leibdozent sagte bei einem Besuch: „Der Schwabenmaier gefällt mir nicht, er hat weiße Ohren — ein schlimmes Zeichen.“ Aber er fand sich schwer in die Entfagungen. Als einer von uns sich in der Besperzeit ein Glas Milch bringen ließ, schüttelte er den Kopf: „Wie kann man Milch trinken, wenn man net muß.“

Des Wassers aber wurde immer mehr. Mit philosophischer Ruhe sah er den Operationen der Abzapfung zu, in der Rechten ein Glas Rotwein, das er in Zwischenpausen zum Munde führte. Wie es schon ganz auf die Neige ging, traf seine Schwester ein, um ihn zu pflegen. Meistens war er bettlägerig, durch seine geliebte Flasche wurden seine Lebensgeister immer noch neu belebt. Als er nun wieder halb träumend dahinduselte, trat seine Schwester zu ihm:

„Guschtable!“ fragte sie leise, „willst du vielleicht ein Glas Sekt?“

Er aber rief ihr die landläufige Münchenerische Aufforderung, aus vier Worten bestehend, zu, wandte ihr den Rücken — und war tot.

Die Trauerkunde flog von Atelier zu Atelier, von Stammtisch zu Stammtisch. Münchens Maler waren alle in Schleißheim eingetroffen, um ihn — den Guschtav — zur ewigen Ruhe zu begleiten. Auch der Kriegerverein, dessen Ehrenmitglied er als Inhaber des Eisernen Kreuzes war, hatte sich eingefunden, um die gewohnten Salven über dem Grabe abzuschließen. Ebenfalls die Bewohner des Ortes und der Umgegend; auch selbst der Bürgermeister von Schleißheim, mit dem er wegen eines schlechtgemachten, natürlich unbezahlten Schuhzeuges in ewiger Feindschaft gelegen hatte.

Es war eine Menschenanhäufung wie auf dem Salvator oder Oktoberfest; inmitten dieser Menge der von Veteranen getragene schwankende Sarg.

Da neigt sich ein Kopf zum andern, jeder tuschelt seinem Nächsten mit vorgehaltener Hand etwas zu, worauf auf allen Gesichtern ein leises Lächeln aufblitzt wie ein Licht in tiefster Dunkelheit. Was sie einander zuraunten, waren die letzten Worte Guschtav Schwabemaiers.

* * *

Wir befinden uns jetzt auf dem Wege zur Allotria. Wir biegen von dem runden Karolinenplatz, auf dessen Mitte der Obelisk mit den vier Widderköpfen an den Ecken des

Sockels und der Inschrift „Auch sie starben für das Vaterland“ steht, in die Barenstraße ein. Hier, ungefähr im sechsten Hause zur Linken, ist die Wirtschaft „Zum goldenen Lamm“. Wenn wir durch den Flur und Hof schreiten, ist schon aus dem Innern des Hinterhauses fröhliches Lärmen zu hören.

Das Vorderzimmer mit dem altdeutschen Ofen ist leer; steigen wir einige Stufen hinunter und öffnen die Tür, so liegt vor uns ein großer Saal, der von einem von der Decke hängenden Lüsterweibl erleuchtet ist. Wir gewöhnen uns an die Beleuchtung: Uns gegenüber stützen romanische Säulen eine Galerie, an diese schließt sich eine Kanzel, von der jeder Neuaufgenommene eine Rede halten muß. An den weißgetünchten Wänden hängen dunkle Bilder. Rechts von uns schiebt sich eine Wand vor, die zu der Bühne gehört. Ein Gewimmel von Hunden aller Sorten — hauptsächlich Schnauzl und Dackel — wälzen sich am Boden herum, jagen sich, klaffen jeden an. An den braunen Tischen sitzen schwatzend, rauchend, kartenspielend die Allotrianer. Dort spielt Lenbach seinen Tarock, rechts von ihm sitzt auf eigenem Stuhl sein schwarzer Spitz mit weißer Vorderpfote. Jeden Abend fand sich der weltberühmte Porträtist hier ein. Zuerst ißt er Abendbrot, meistens abgebräunten Kalbskopf, und dabei wird ein Journal angesehen. Wenn Lenbach ein Zeitungsblatt oder eine Reproduktion genau betrachten wollte, schob er die bekannte Brille auf die Stirn und hält das Blatt ganz nahe an das rechte Auge, denn das andere war fast blind. Dann wird Cercle gehalten. Der eine erhält Lob, der andere Tadel;

manche treffende, witzige Bemerkungen werden ausgetauscht; zuletzt bleiben noch drei an dem Tische, das sind seine Larockumpane. Die Karten werden gebracht; wer gibt? Abheben! Rot ist Trumpf usw.

Die Reihen der Tische hinunter sitzen sie gesteckt voll.

In einem Winkel längs der Galerie an einer der romanischen Säulen geht es besonders lebhaft zu. Hier drängt sich ein ganzes Rudel zusammen, selbst aus dem hintergelegenen Billardzimmer mit dem Queue in der Hand sind einige herzugeeilt. Alles sieht zu dem Tisch herüber, wo Schwabenmaier — natürlich noch ehe er gestorben — sich einen Neuling gefapert hat und um die bewußte Fläsch „Mühle fährt“. Offenbar führen sie irgendeinen Streich gegen ihn im Schilde.

Vertieft in eine komplizierte Stellung, merkt Schwabenmaier nicht im geringsten auf seine Umgebung. Da ruft aus dem Knäuel der andern die Lante: „Guschtäble, ich hab' eine Zigarr' vom Prinzregent.“ Das war eine gewöhnliche Geschichte, denn der Prinzregent verteilte bei seinen Ateliersbesuchen stets Zigarren.

Noch in Gedanken an den nächsten Zug streckt Schwabenmaier seine Hand aus und befiehlt: „Gib sie her.“ Er beißt darauf, flucht und wirft sie weit weg mitten in den Saal, daß alle Hunde mit eingezogenen Schwänzen und johlendem Geheul unter die Tische flüchten. Die Zigarre war von Holz gewesen. Das Gelächter über den gelungenen Witz kann sich jedermann selbst ausmalen. Guschtäble lächelte auch ein

weniges, zog dann seinem Partner alle Mühlen zu, worauf er mit der gewonnenen Flasch vergnügt an einen andern Tisch trottete. Das Corpus delicti — die hölzerne Zigarre — hat aber Strathmann in seine Karitäten Sammlung getan, und man kann noch heute an der tiefen Einkerbung das starke Gebiß des seligen Gustav bewundern.

Als die Allotria noch ihr erstes Lokal im „Abenthum“ innehatte, drängten sich auch Leute zu einem Tische, neugierig gespannt, wie die Sache enden sollte.

Hier spielte ein schwerer breiter Mann ruhig seine Karten aus, nahm Stich um Stich an sich, wurde aber viel daran von einem dunkeln, elegant gekleideten Herrn gehindert, der ihm zwischen den Karten eine Menge Tausendfrankennoten auf den Tisch zählte und dabei lebhaft und eindringlich auf ihn in französischer Sprache einredete.

Endlich ward das dem Kartenspieler zu bunt, er schob die Banknoten beiseite, daß einige auf den Boden flatterten, und sagte in gurgelndem kölnischen Dialekt sehr ungebärdig: „Aber nun lassen Sie mich doch endlich meinen Larock zu Ende spielen.“ Das war Leibl, der dem Pariser Kunsthändler Goupil sein berühmtes Bild „In der Kirche“ verkaufen sollte. So sehr der Franzose auch bat und flehte, Leibl bestand auf hunderttausend Franken. Bestärkt wurde er hierin durch Gedon, der ihm immer wieder sagte: „Nicht weniger, das Bild ist besser wie eines von Holbein.“ Als der Franzose endlich das Vergebliche seiner Angebote einsah, packte er achselzuckend seine Scheine in die Tasche, begab sich

in sein Hotel und reiste zurück, nicht ohne vorher seinem Geschäftsfreunde in München hinterlassen zu haben, daß solche Preise nur für Meissoniers angelegt werden könnten.

In dem Abenthum war es auch, wo ein Fest für Lenbach veranstaltet wurde, als er auf längere Zeit seinen Wohnsitz nach Rom verlegen wollte. Wir jungen Akademiker saßen in dem öffentlichen Gastzimmer der Wirtshaus und lauschten ehrfurchtsvoll auf das geringste Geräusch, das zu uns herübertönte, wenn die Tür zu der Gesellschaft auf Augenblicke geöffnet wurde.

Die Feste waren immer reich an Geschmack und Geist. Schwabenmaier, Horstig und Langhammer verfaßten Spottverse auf die Mitglieder.

Lossow hatte einst „Das Lied an der Lahn“ in seinen tausend Versen illustriert. Es war eine erotische Ungezogenheit, die nicht seinesgleichen hat. Damals wurde es für die Eingeladenen und Mitglieder reproduziert. Er selbst, Lossow, hätte beinahe den Staatsanwalt auf den Hals bekommen, denn die Feststimmung war so animiert gewesen, daß der größere Teil morgens früh noch zum Donyl zu Weißwürst und frischem Anstich ging. Dabei waren denn eine große Anzahl der Prachtblätter liegengeblieben, und prüdere Gäste, die sie in die Hand bekamen, fühlten ihr Schamgefühl aufs äußerste verletzt.

Heute ist nur noch ein von der Zeit vollständig zerschliffenes Exemplar in der Bibliothek der Allotria zu sehen.

Mit der Vergrößerung des Lokals in der Barerstraße wurden auch die Feste dementsprechend reichhaltiger und

umfangreicher, ja, man kann wohl sagen, einzig dastehend in der Welt. Waren doch die ersten Kräfte in Musik, Gesang und Schauspielkunst gerade gut genug, dieses launige Künstlervölkchen zu amüsieren. Gura sang Balladen, Nachbaur, der Brillantennazi genannt, seinen ewigen Postillion, der Generalmusikdirektor Levy gab hin und wieder etwas auf dem Klavier zum besten, der Fischer-Franzl die wuchtigen Kompositionen Wagners und der Komiker Dreher seine Schwänke. Auch der Tenor Kraus hat sich hier hören lassen, und vier Musiker aus der Hofoper bildeten eine ständige Kammermusik.

Alljährlich, falls nicht sonst noch mehreres zu feiern notwendig war, wurde und wird noch das Stiftungsfest feierlich begangen. Dann waltete die „Lante“ — so wurde der Maler Laeverenz genannt — ihres Amtes und las mit weicher, eindringlicher Stimme die Bierzeitung vor; auch alle Anträge gingen durch sie an den Präsidenten Lenbach. Dieser hielt seine stolpernde, aber immer sachliche Festrede im derbsten Niederbayrisch.

Auf ein Klingelzeichen verstummt die lärmende Unterhaltung; wie der Vorhang sich hebt, bietet sich den Augen ein wundervolles Bild auf der Bühne dar.

Man hört zuerst gar nicht die Musik, die bereits eingesetzt hat, so sind alle Sinne von der fabelhaft raffinierten Dekoration und dem Kostüm der Menschen, die dort oben agieren, eingefangen: Ein Park mit Marmorfassaden und Zypressen. Die Musiker in weitwallenden antiken Gewändern, nackte schöne Kinder hielten ihnen die Noten.

Es konnte wohl auch geschehen, wenn der größere Schwarm weg war, gegen Morgen, und der Fischer-Franzl, die Virginia im Mundwinkel, seine donnernden Wagner-Akkorde aus dem erzitternden Klavier herausholte, daß die Kellnerinnen aus der vorderen Wirtschaft hineinschlichen und den Spielenden umzingelten: „Gengen's zu, Herr Professeer, hören's auf! un spüelen's ein Frangßä.“

Gehorsam ändert Fischer-Franzl den Rhythmus: Die Paare schwenken herum, chassieren vorwärts und rückwärts. Mit Tuhu und frenetischem Gelächter wird die grande-chaine in die Runde getollt, und als das Schluß-en-avant mit aufgerafften Röcken und hochgeworfenen Beinen den Boden erschüttert, huschen die Mäuse in ihre Löcher zurück und die paar übriggebliebenen Hunde wimmern und heulen in ihrem gestörten Schlaf.

Über manches Mal kam es vor, daß die Tänzerinnen aufhörten, zum Klavier stürzten und schimpften: „Ja, was wär' denn dös, der Fischer-Franzl kann ja nit amal ein Frangßä spüelen.“ Und sie ließen nicht eher nach, als bis er die ganze Tour von neuem anfang und sie zu ihrer Zufriedenheit 'runterhämmerte.

Schwabenmaier war nicht fürs Tanzen, seine Liebhabereien waren auf anderem Gebiete. Er wurde viel von den Kellnerinnen umschwärmt, und manche wollte wohl auch die Rolle von Potiphars Weib bei ihm übernehmen. Zur Erklärung dieser Bevorzugung pflegte er des öfteren zu erzählen, daß er jeder eingestände, unter dem Siegel tiefster

Verschwiegenheit, daß die Glut seiner Liebe schon am Verlöschen wäre, und da lachte er mit seinen Grübchen in den runden Backen: „Jede will nun den Ehrgeiz habe, den Funke wieder zur Flamme zu erzeuge.“

Mit Vorliebe wurden Geburtstage hervorragender Mitglieder gefeiert. Oberländers fünfzigster gab Anlaß dazu und Nachbaur's siebzigster. Das Nachbaur- oder Nazi-Fest entbehrte nicht eines Humors, der den Gefeierten eigentlich stark verulkte. „Diese Mannnerl auf der Bühne“, fing Lenbach seine Festrede an. Seine Liebhaberei für Diamanten an den Fingern und sonst überall diente ebenso zu starken Beralberungen wie seine ewige Sucht, den Postillion von Longjumeau singen zu wollen. Es wurde ein Nazi-onal-Denkmal enthüllt; auf dem Sockel stand der langbärtige Harburger als Doppelgänger des Sängers im Postillionkostüm und sang die Arie. Daran schloß sich eine Revue, in der seine andern berühmten Gestalten vorbeizogen: Masaniello, der Troubadour, Walter Stolzling, George Brown, Lannhäuser usw., und alle sangen:

„Oho! oho! so schön, so froh, oh!
Du Postillion von Longjumeau“ usw.

Der gute Nachbaur, dem kein Argwohn seine kindliche Seele belastete, saß da, große Tränen der Rührung rollten über sein noch immer schönes Tenor Gesicht.

Eine andere Kategorie Feste wurden arrangiert, sobald befreundete — hauptsächlich mit Lenbach befreundete — Fremde den Besuch der Allotria versprochen.

So erschien Herbert von Bismarck. Lenbach zog mit ihm von Tisch zu Tisch und hinter ihm folgte ein passives Mitglied, das zur Sicherheit einen Stuhl mit sich schleppte, mit dem Gedanken: „Wo ihr sitzt, da sitze ich auch.“ Nachbar sang natürlich den Postillon, Gura die Balladen von Loewe, und zu jedem sagte Seine Excellenz dankend: „Sie haben mir einen großen Genuß bereitet.“ Dann hielt er über „seinen väterlichen Freund und Erzeuger“, so nannte er nämlich seinen Vater, eine Rede, die von Lenbach erwidert wurde, der blaß, mit tränenerstickter Stimme das Lob des Alten sang. Ein schlechtes Subjekt verglich diese Tränen mit Danziger Goldwasser.

Und nun der Ehrentag der Allotria. Als der große Bismarck selbst — den alten Säbelschleifer nannte ihn das „Bayrische Vaterland“ — in ihren Räumen geweiht hatte.

„Der Zug bewegt sich nach dem Palais des Kunstmalers von Lenbach, wo Seine Durchlaucht auch wohnen wird.“ So stand es an den Anschlagssäulen. Es war dieses seine Reise über München nach Wien zur Hochzeitsfeier seines Sohnes Herbert, nachdem er schon seine Abdankung erhalten hatte.

Lenbach und Schwabenmaier erwarteten ihn an der schmiedeeisernen Pforte, die zu dem Pallazzo führte. Schwabenmaier hatte das Eisene Kreuz an die Brust geheftet und rühmte noch viele Jahre später, daß der alte Titan sich beim Verlassen des Wagens auf seine Hand gestützt hätte.

Dann ging es abends zur Allotria. Das Lokal war

natürlich überfüllt, und an diesem Abend ist es das einzige Mal gewesen, daß auch Damen, meistens den Frauen und Verwandten der Mitglieder, der Eintritt erlaubt wurde. Sie wurden auf der Galerie gewissermaßen interniert.

Unter brausendem Hoch wurde Er empfangen. Alle Augen hingen an seiner Riesengestalt, an seinem verhältnismäßig kleinen Kopf und dem hellrosigen Teint seines Gesichtes.

Die „Lante“ schleppte einen Humpen heran, der wohl ein ganzes Faß Flüssigkeit enthielt, und Bismarck hob ihn federleicht mit einem Arm empor, führte ihn zum Munde und trank auf das Wohl und Gedeihen der berühmten Allotria.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Raum daß er die Gesellschaft verlassen hatte, drängte sich alles wie ein Mann zu seinem Bierglas, um die Lippen an die Stelle legen zu können, wo er getrunken hatte, womöglich noch ein Tröpfchen zu erhaschen. Darin waren die Frauen die Rasendsten. Hatte sie vorher der Respekt vor der Sitte des Hauses in ihrer haremsartigen Abgeschlossenheit ruhig zu verharren gezwungen, so stürzten sie sich jetzt wie Furien herunter, drängten alles beiseite und nur dieses einzige Bierglas war das Ziel der Wünsche von unzähligen Armen und Händen.

Gustav Schwabenmaier aber griff in die Saiten und sang:

„Ein Jubelruf durchbraust das Reich
Vom Zugspitz bis zum Meere,
Dem Retter deutscher Einigkeit,
Dem Rächer deutscher Ehre.

Der deutsche Michel, erst verlacht,
Du hast ihn zum Manne, zum Helden gemacht.
Wenn der Michel sonder Scham
Im Reichstag wieder zu Ehren kam,
Erscheint dein Werk erst wundergleich,
Aus solchem Stoff schuffst du das Reich."

„Dein Zugspiz!“ Dieses Ende fügte Strathmann stets hinzu, wenn er die vielen Male nachher das Gedicht in später Nachtstunde vordeklatierte. Die Entgegnung Schwabensmaiers waren dann ebenso regelmäßig „seine letzten vier Worte“, die er noch im Sterben gesprochen.

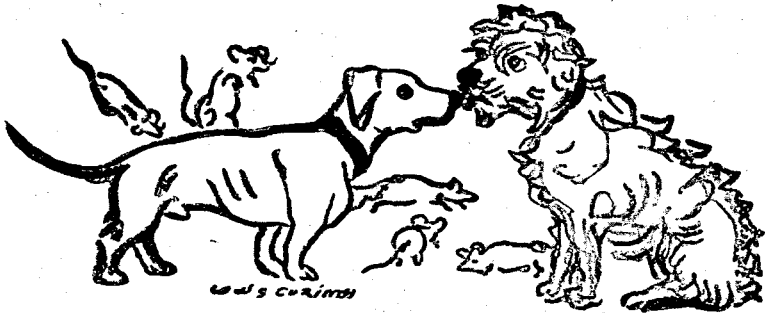
Über das Bismarckfest ist nichts mehr gegangen. Die Allotrianer schenkten dem Fürsten aus Dankbarkeit und zum Gedenken jenen Humpen, den er allein nur mit einer Hand hatte heben und zum Munde führen können; — das Gefäß war ein mittelalterliches Meisterstück und hatte einer Schusterinnung gehört. — Sie begnügten sich selbst seit der Zeit mit einer getreuen Kopie.

Wie schon vorher geschildert, erschien Herbert Bismarck, später auch der zweite Sohn des großen Reichskanzlers, Wilhelm, in den Räumen des Vereins. Solange der Alte und seine Söhne lebten, blieb die Allotria in engster Verbindung mit dieser ersten Familie des Deutschen Reiches. Sie starben, und vor einigen Jahren ist Lenbach gestorben, und bald folgte ihm seine getreue „Tante“; von der alten Garde sind nur wenige übriggeblieben.

Jede Körperschaft hat die Epoche des Aufstrebens, seine

Glanzzeit, die Zeit des ruhigen Besizes, die dann zum Niedergang und zum allmählichen Absterben führt. So auch die Mlotria.

Ihre höchste Blüte, die ich mich in diesen Blättern zu schildern bemüht habe, war in den Jahren 82—97 etwa, der Kürze wegen lasse ich wie unser Freund Emélé „Achtzehnhundert“ aus.



Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Aus meinem Leben	1, 15, 26, 32, 50
Carl Strathmann	69
Thomas Theodor Heine und Münchens Künstlerleben am Ende des vorigen Jahrhunderts	83
Dlaf Gulbranffon	99
Eine Verschwörung	111
Erinnerungen an den Allotria-Kreis	129

Kunst-Bücher

aus dem Verlage

Bruno Cassirer, Berlin W 35, Derfflingerstraße 15

- Max Beckmann, Briefe im Kriege. Mit 17 Abbildungen des Verfassers. Preis M. 2.50, geb. M. 4.50.
- Wilhelm Bode, Florentiner Bildhauer der Renaissance. Leg.-Format, mit 150 Abb. Preis M. 16.—, in Halbleder M. 21.—.
- Eugène Delacroix, Mein Tagebuch. Dritte Auflage. Preis geb. M. 5.50.
- Jh. Duret, Die Impressionisten. Volksausgabe. Inhalt: Manet — Monet — Cézanne — Sisle — Pissarro — Guillaumin — Renoir — B. Morizot. Preis geb. M. 10.—.
- Eugène Fromentin, Die alten Meister. Belgien — Holland. Deutsch von E. v. Bodenhausen. Zweite Auflage. Preis M. 4.50, geb. M. 6.50.
- Paul Gauguin, Noa-Noa. Deutsch von Luise Wolff. Mit 8 Abb. Dritte Auflage. Preis geb. M. 5.—.
- Curt Glaser, Edvard Munch. Mit 72 Tafeln, 23 Abbildungen im Text und einer Originalradierung Munchs. Einband von Emil Preetorius. Preis M. 12.—, geb. M. 16.—.
- Vincent van Gogh, Briefe. Deutsch von M. Mauthner. Mit 15 Abb. Sechste Auflage. Preis geb. M. 5.—.
- Johannes Guthmann, Bilder aus Ägypten. Mit Aquarellen und Zeichnungen von Max Stebogt. Preis M. 16.—, geb. M. 20.—.
- K. Hagemeyer, Karl Schuch. Eine Biographie mit 60 ganzseitigen Abbildungen. Preis geb. M. 7.50, geb. M. 9.—.
- Richard Hamann, Rembrandts Radierungen. Mit 137 Abb. und 2 Lichtdrucktafeln. Leg.-Format. Preis M. 14.—, geb. M. 17.—.
- Erich Hande, Max Liebermann, sein Leben und seine Werke. 540 Seiten mit 310 arbeitsweise unveröffentlichten Abbildungen und einer Originalradierung des Künstlers. Preis M. 35.—, geb. M. 42.—.
- H. G. Hartmann, Das Künstlerwäldchen. Maler, Bildhauer- und Architektenanekdoten. Zweite Auflage. Preis M. 5.—, geb. M. 6.50.